*Gott*GEGEBEN

Stadtmagazin | umsonst | Winter 2004

Götzen, Mythen und Ikonen

Editorial.

Liebe Gemeinde,
wir hören Euch raunen: ***Gott***GEGEBEN – wie soll das denn gehen? Wie will denn einer etwas geben, den es gar nicht gibt? Auch wenn ihr in der Sache Recht haben mögt – die aktuelle Ausgabe des Magazins »Gehirn und Geist« meldete: »Kanadischen Forschern gelang es, durch Magnetstimulation bei ihren Probanden religiöse Gefühle zu wecken.«

Womit wir gleich beim Thema wären: Es gibt ja so einige Dinge, die man in stiller Übereinkunft als ***Gott***GEGEBEN hinnimmt, sind es gar nicht. Sie sind vielmehr menschengemacht, daher auch veränderbar – sobald man sich darüber klar geworden ist. Dieses Heft will dazu beitragen.

Dass man mit einer guten Idee den scheinbar vorgezeichneten Lauf der Dinge ändern kann, zeigt auch die Geschichte vom ungerechten Haushalter, mit der Jesus dereinst seine Jünger erbaute (Lukas 16). Der Haushalter hatte seinen Arbeitgeber hintergangen, nun drohte die fristlose Kündigung. Was tun, fragte sich der arme Mann, denn »graben kann ich nicht, so schäme ich mich zu betteln.«

Man kennt solche Fälle, es gibt sie auch heute noch. Menschen mogeln mit Zahlen und bringen so nicht nur ihren Arbeitgeber, sondern auch die Mitarbeiter und schließlich sich selbst in Schwierigkeiten. Oft haben sie sich schon früher mit ihrem Tun nicht nur Freude gemacht. Nun stehen sie vor den Trümmern ihres Lebens. Manche drehen da komplett durch.

Der ungerechte Haushalter fand eine klügere Lösung: »Er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? – Er sprach: hundert Tonnen Öl. – Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich und schreib flugs fünfzig. Danach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? – Er sprach: hundert Malter Weizen. – Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief und schreib achtzig.«

Jesus fand diesen Akt der Urkundenfälschung vorbildlich: »Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, dass er klüglich gehandelt hatte; denn die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlecht.« Weiter rät Gottes Sohn: »Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf dass, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.« Diese Empfehlung gilt noch heute. Immer noch kann der ungerechte Mammon einer guten und sinnvollen Bestimmung zugeführt werden. Auch davon handelt dieses Heft – schon seit der ersten Ausgabe.

Stichwort Mammon: Am 10. Dezember findet – wie immer im Buttclub ab 21 Uhr – unsere Druckkostenparty statt. Kommet und trinket reichlich.

Bleibt der Hinweis auf die Fotografen: Stefan Malzkorn (Rockpublikum) wohnt seit Jahrzehnten in den Fotografengräben der Hamburger Konzerttempel. Von dort aus fotografiert er in alle Richtungen und veröffentlicht das Ergebnis in allen geeigneten Publikationen. Trine Mohr (Krematorium) lebt in Hamburg und hat bisher fotografische Arbeiten unter anderem über die Mongolei, Kasachstan, Kirgistan und Bangladesch erstellt.

Nehmt ihre Bilder, nehmt unsere Texte als Magnetstimulationen. Auf dass niemand mehr sagen kann, es habe nie ***Gott***GEGEBEN.

Andreas Blechschmidt, Detlef Diederichsen, Tina Fritsche, Stephanie Janssen, Carsten Klook, Jarka Kubsova, Judith Ludwig, Anne Otto, Britta Peters, Tina Petersen, Susie Reinhardt, Andrea Ritter, Sabine Rolinski, Ariane Semmler, Christoph Twickel, Nicole Vrenegor, Doro Wiese, Helmut Ziegler *Kontakt: kurzmitgeteilt@yahoo.de*

Beten für den Markt.

In Deutschland wird zu teuer gearbeitet, zu viel verwöhnt und zu wenig gekauft, jammern Wirtschaft und Politik unisono. Das Gegenteil ist der Fall, meint Herbert Schui, Professor an der Universität für Wirtschaft und Politik.

EIN INTERVIEW VON JARKA KUBSOVA UND TINA PETERSEN

***Gott*GEGEBEN:** *Für den Standort Deutschland verzichten die hier abhängig Beschäftigten auf Lohn; kampflos werden soziale Errungenschaften abgetreten. Seit wann ist der Markt unser Gott, dem wir uns vollkommen ergeben?*

Professor Herbert Schui: In der Nachkriegszeit ist diese Fiktion Mitte der siebziger Jahre wieder aufgetaucht. Das war in der Regierungszeit von Helmut Schmidt, als von weltwirtschaftlichen Verwerfungen die Rede war, der Dollar abgewertet und das Öl teurer wurde. Der Verzicht, der damals gefordert wurde, kam mir vor wie ein Rückfall in die Naturreligionen: Wenn der Regengott es nicht regnen lässt, ist er entzürnt, weil sich die Menschen unanständig benommen haben. Also muss man Opfer bringen, damit er sich wieder gütig zeigt.

***Gott*GEGEBEN:** *Wir sind ja angeblich auch an der Misere selbst schuld, weil wir zu wenig einkaufen!?*

Schui: Nahe liegend wäre es ja, die geringe Nachfrage mit dem sinkenden Nettoeinkommen eines sehr großen Teiles der Bevölkerung in Zusammenhang zu bringen. Stattdessen wird aber über die Konsumnachfrage derjenigen geredet, die genug Einkommen haben, es aber nicht ausgeben, weil sie verunsichert seien, wegen der Hartz-Reformen und ähnlicher Gründe. Die Nachfrage der abhängig Beschäftigten wird nicht mehr thematisiert. Der Zusammenhang von effektiver Nachfrage und Massenkonsum ist aus der vorherrschenden Theorie entfernt. Rational lässt sich die nun vorherrschenden Theorie nicht vertreten. Sie ist Wirtschaftsmystik.

***Gott*GEGEBEN:** *Sie klären uns sicher jetzt auf!*

Schui: Wenn man die Sache wissenschaftlich anpackt, dann ist es so: Die Nachfrage nach Konsumgütern hängt wesentlich vom Einkommen der abhängig Beschäftigten ab. Aber diese Einkommen sind für die Unternehmen gleichzeitig Kosten. Und wenn sie erfolgreich darin sind, diese Kosten niedrig zu halten, indem sie sich bei den Tarifverhandlungen gegen die Gewerkschaften durchsetzen, dann muss logischerweise die Konsumgüternachfrage aus dem Masseneinkommen sinken. Deswegen haben wir zu wenig Nachfrage auf dem Markt.

***Gott*GEGEBEN:** *Aber angeblich sind doch die hiesigen Lohnkosten viel zu hoch?*

Schui: Nein, da haben wir außerordentlich viel Spielraum. Wenn wir zu teuer produzieren würden, dann würden die deutschen Exporte nicht so hoch ausfallen, dann hätte Deutschland keine Handelsbilanzüberschüsse von etwa 105 Milliarden Euro im vergangenen Jahr. Das sind knapp fünf Prozent unseres Bruttoinlandproduktes – das ist enorm hoch und lässt nun wirklich nicht auf mangelnde Wettbewerbsfähigkeit schließen.

***Gott*GEGEBEN:** *Also sind es mitnichten zu hohe Lohnkosten, die dem Standort Deutschland schaden?*

Schui: Nein, sie sind zu niedrig. Das ist das Problem. Wir brauchen mehr Lohn- und Sozialeinkommen, mehr Beschäftigte im öffentlichen Dienst, damit das, was produziert wird, auch verkauft werden kann.

***Gott*GEGEBEN:** *Zu hören bekommen wir doch aber von allen Seiten das Gegenteil!*

Schui: Ja sicher. Wenn ich Unternehmer wäre, würde ich das auch so sagen. Das wirkliche Problem liegt aber darin, dass wir ►

eine zu niedrige Inlandsnachfrage haben, worin der Grund für die sinkende Beschäftigung liegt. Das, was unseren Laden noch am Laufen hält, ist die hohe Auslandsnachfrage. Die Lösung kann mehr Staatsschulden und mehr Staatsnachfrage heißen. Viel besser aber ist, wenn der Staat zusätzliche Ausgaben mit höheren Steuern auf Gewinn und Vermögen finanziert. Also nicht die öffentlichen Ausgaben, die Sozialleistungen streichen, sondern mehr einnehmen, indem die Gewinne wieder so besteuert werden, wie beispielsweise zu Beginn der neunziger Jahre.

Wir müssen uns klar darüber werden, dass wir unter unseren Verhältnissen leben, dass wir an unser Wirtschaftssystem zu geringe Ansprüche stellen. Die Lösung besteht eben nicht darin, dass wir aus Gründen der Wettbewerbsfähigkeit die Kosten weiter absenken müssten. Denn dadurch sinkt die Binnennachfrage weiter, und wir kommen nur noch tiefer in den Bruch.

***Gott*GEGEBEN:** *Es gab ja Zeiten, da waren die in Deutschland Werktätigen wer. Sie hatten Rechte und stellten Forderungen. Heute macht die Mehrheit einen Knicks zum Dank, dass der eigene Arbeitsplatz noch da ist. Wann wurde der Schalter umgelegt?*

Schui: Das setzte in den siebziger Jahren ein, zunächst nicht merklich. Die Achtziger waren noch charakterisiert durch gewonnene Verteilungskonflikte, beispielsweise die Verkürzung der Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich. Aber schließlich haben wir die Regierung Schröder gewählt, weil wir die Regierung Kohl satt hatten. Und die hat sich nach kurzer Zeit als eine wirtschafts- und sozialpolitische Version herausgestellt, die bei weitem das übertrifft, was Kohl angestellt hat.

***Gott*GEGEBEN:** *Schröders Dauerschleife lautet sinngemäß ja: »Ich kann nicht anders, es sind die weltweiten Verhältnisse, die mich zwingen.« Und ihm wird nichts entgegen gesetzt.*

Schui: Na ja, in der Presse kann man leider wenig darüber erfahren. Es gibt viel Kritik, aber es wird zu wenig darüber berichtet. Die Kritiker sollen nicht zusammen finden. Nehmen wir die drei Schröder-Argumente: Globalisierung, die so genannte ›demografische Zeitbombe‹ und die Staatsverschuldung. Bei der Globalisierung, dem internationalen Wettbewerb, heißt es, wir können nicht mithalten, wir sind zu teuer. Aber wie vorhin gesagt: Das Gegenteil der Fall. Zur Zeitbombe: Wenn man die Jungen und die Alten zusammenrechnet und die in ein Verhältnis setzt zu den auf dem Arbeitsmarkt Aktiven, dann sind wir gegenwärtig und in den kommenden Jahren besser dran als in den sechziger und siebziger Jahren. Außerdem haben wir eine recht hohe Arbeitsproduktivität, womit man ja misst, wie viel Stück ein Mensch in einer Stunde herstellt. Man könnte also annehmen, dass es angesichts der hohen und wachsenden Arbeitsproduktivität den Menschen in den Industrieländern besser gehen müsste. Nun ist es aber so, dass bei diesem hohem Niveau die Menschen verarmen. Das ist doch widersinnig. Man kann also sagen, dass der gesamte ökonomische Prozess nicht vernünftig organisiert ist.

***Gott*GEGEBEN:** *Was meinen Sie damit?*

Schui: Das ist eine Frage des Arrangements. Markt und Wettbewerb jedenfalls sind nicht das Arrangement, das uns befähigt, die Effizienz unserer Arbeit wohlfahrtsmehrend zu nutzen. Wohlfahrt bedeutet hier: Weniger Arbeit bei gleichem Lohn, mehr Lohn, bessere Sozialleistungen und mehr öffentliche Gratisdienste für die Bürger! Unser Problem ist keineswegs die ›demografische Zeitbombe‹, vielmehr haben wir es mit einem produktionstechnischen und einem ökonomischen Problem zu tun. Nicht die veränderte Altersstruktur ist das Problem, sondern unser Unvermögen, die hohe und steigende Ergiebigkeit unserer Arbeit für die Versorgung der Alten zu nutzen. Aber immer dann, wenn man die Wahrheit verschleiern will, muss man auf einen anderen Kriegsschauplatz ausweichen, müssen biologische Argumente her.

»Die Arbeitslosigkeit lässt sich nicht durch die Abwanderung von Unternehmen erklären. Die Erklärung liegt in der Funktionsweise des Kapitalismus.«

***Gott*GEGEBEN:** *Meinten Sie diesen Umstand, als Sie vorhin von der Bildung des ›üblichen Mythos‹ sprachen?*

Schui: Ja, denn die Weigerung, den Kapitalismus rational zu analysieren, ist nichts Neues. Die Weltwirtschaftskrise Ende der dreißiger Jahre wurde als jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung verkauft. Eine ökonomische Erklärung? Nein, sondern eine mythische. Im Nachkriegsdeutschland erlebten wir das so genannte Wirtschaftswunder – was

für ein Mythos! Doch was war das? Man muss sich klar machen, was zerstört war: die Transportwege und die Wohnungen. Intakt dagegen war das Bruttoanlagevermögen der Industrie. Die Investitionen setzten bereits 1941 ein und nicht, wie oft vermutet, nach dem Krieg. Allerdings waren zehn Millionen potenzielle Arbeiter Soldaten. Die Lösung war Zwangsarbeit, die nicht nur sicher gestellt hat, dass die Rüstungsproduktion lief, sondern auch die Nettorealkapitalproduktion. Damit hat man um 1948 dann angefangen zu produzieren. Das so genannte Wirtschaftswunder ist also ein Mythos, um über das unanständige Problem der Zwangsarbeit hinweg zu täuschen. Die nächste Krise, die im Zusammenhang ›Mythenbildung statt Analyse‹ spektakulär war, ereignetet sich 1973. Diesmal waren es angeblich die Ölscheichs, die vorhatten, unsere Wirtschaft durch hohe Ölpreise kaputt zu machen. Dann in den achziger Jahren die Debatten um die 35-Stunde-Woche. Sie schaffe Arbeitsplätze in Fernost, hieß es, die Koreaner würden schon grinsen: »Ja macht das, dann haben wir hier mehr Arbeit.« Und heute: Korea liegt vor der Haustür. Slawen und Asiaten, Kaiser Wilhelm II hat uns ja schon über deren Charaktereigenschaften aufgeklärt, trachten nach unserem Wohlstand.

GottGEGEBEN: *Aber ist das immer noch wirklich nur dummes Geschwätz? Immerhin wird ja sehr konkret mit Werkschließung und Verlagerung der Produktion gedroht.*

Schui: Im Durchschnitt der letzten 14 Jahre sind ganze drei Prozent der gesamten deutschen Beteiligungsinvestitionen – und das schließt den Aufbau neuer Produktionsstätten ein – in die EU-Beitrittsländer gegangen. Der weitaus größte Anteil dagegen ist in Industrieländer gegangen, die denselben Entwicklungsstand wie Deutschland haben und in vielen Fällen höhere Lohnkosten und Gewinnsteuern. Sicherlich gehen Arbeitsplätze in Aachen verloren, wenn Phillips nach Tschechien geht. Andererseits aber ist die deutsche Handelsbilanz mit den EU-Beitrittsländern durchweg positiv. Das lässt nicht darauf schließen, dass die Produktion in diese Länder verlagert würde und den vermehrten Exporten nach Deutschland keine Importe aus Deutschland gegenüberstünden. Die Arbeitslosigkeit lässt sich nicht durch die Abwanderung von Unternehmen erklären. Die Erklärung liegt in der Funktionsweise des Kapitalismus selbst. Aber wenn wir darüber nicht reden wollen, reden wir über die genügsamen und arbeitswilligen Tschechen und Polen. Das kann nur im Interesse der Unternehmen sein.

»Warum treten die Kritiker der Gewerkschaften nicht den Gewerkschaften bei und stellen dort ihre guten Ideen zur Diskussion?«

GottGEGEBEN: *Der Karstadt-Mitarbeiterin, der angeboten wird: Bei Lohnverzicht und Mehrarbeit kannst du deine Arbeit behalten, aber auch nur, wenn noch ein Feiertag abgeschafft wird. Was würden Sie der raten?*

Schui: Nehmen wir mal zunächst die Feiertage. Das ist witzig, denn das ist wahre Wirtschaftsmystik. Wir hatten ja dieses Jahr außerordentlich viele Feiertage, die nicht bezahlt wurden, weil sie auf Samstage oder Sonntage fielen. Eigentlich müsste sich das ja günstig auf das Wachstum ausgewirkt haben. Hat es sich aber nicht! Wer fordert, länger arbeiten für den gleichen Lohn, der argumentiert: wenn die Kosten sinken, wird mehr produziert. Völlig ausgeblendet wird dabei die Nachfrageseite. Das geht aber nicht!

Jetzt zur Karstadtfrau: Es werden so viele Verkäuferinnen beschäftigt, wie Waren umgesetzt werden. Sinken die Löhne, wird noch weniger umgesetzt. Dann muss sie gehen, so oder so. Sie kann, auch alle Kollegen zusammen, können die Probleme nicht durch niedrigere Kosten, also niedrigeren Lohn lösen.

GottGEGEBEN: *Das ist es aber, was die Betriebsräte ihnen raten?!*

Schui: Wir müssen das Problem der einzel- und der gesamtwirtschaftlichen Rationalität in die Debatte bringen. Wenn ich bei Karstadt arbeite, wünsche ich um alles in der Welt, dass die Bude überlebt. Also willige ich in Lohnkürzungen ein. Wird aber deshalb auf Lohn verzichtet, kann man sicher sein, dass ein anderes Unternehmen dieselben Forderungen an seine Belegschaft stellt. Damit sinkt der Lohn und folglich der Umsatz bei allen Warenhäusern. Entsprechend steigt die Wahrscheinlichkeit, dass doch ein Warenhaus schließen muss – besonders, weil Lohnkürzungen in allen Breichen gang und gäbe werden. Einzelwirtschaftliche Rationalität, also den Arbeitsplatz durch Lohnverzicht zu verteidigen, wird gesamtwirtschaftlich irrational. Das ist der Trugschluss der Verallgemeinerung. Nur kann man von einem einzelnen Menschen oder auch einer einzelnen Belegschaft nicht verlangen, dass sie sich nicht vor der Arbeitslosigkeit zu retten versuchen. Auch die Betriebsräte können im Rahmen der einzelwirtschaftlichen Rationalität gar keine andere Lösung finden. Die einzige Lösung besteht darin, dass solche Fragen von Belegschaftsvertretungen überhaupt nicht entschieden werden. Sie müssen von den Flächentarifverträgen geregelt werden oder von der Gesetzgebung.

GottGEGEBEN: *Aber man fragt sich schon oft, was die Gewerkschaften da gerade machen!?*

Schui: Die Gewerkschaften sind ihre Mitglieder – das sollte man nie vergessen. Und innerhalb der Gewerkschaften gibt es oft widerstreitende Interessen, die sich nicht selten aus dem genannten Gegensatz zwischen einzel- und gesamtwirtschaftlicher Rationalität herleiten. Zeugnis davon ist beispielsweise die enorme – wenn auch informelle – Bedeutung der Betriebsratsvorsitzenden großer Konzerne bei der Formulierung der Gewerkschaftspolitik und der Wahl der politischen Funktionäre. Und die Betriebsvertretungen spiegeln das einzelwirtschaftliche Interesse der Belegschaft wider. Nun kann man sich leicht vorstellen, was das bedeutet, wenn der bindende Flächentarifvertrag zur Debatte steht. Warum, so ist weiter zu fragen, treten die Kritiker der Gewerkschaften, so weit sie abhängig beschäftigt sind, nicht den Gewerkschaften bei und stellen dort ihre guten und anderen Ideen zur Diskussion?

GottGEGEBEN: *Wer soll denn was wie anders organisieren?*

Schui: Was wir brauchen, ist nicht die individuelle Aktion, sondern die kollektive. Das bedeutet jede Form von sozialer Bewegung: in den Gewerkschaften, bei Attac oder in einer neu gegründeten Linkspartei. Nur in organisierter Gegenwehr könnten die Menschen ihre Angst verlieren. |

Herbert Schui ist Autor zahlreicher Bücher, zuletzt erschien: »Neoliberalismus: Theorie, Gegner, Praxis« (mit Stephanie Blankenburg), 2002, VSA, 190 Seiten, 15,50 Euro

Die Überlebenden.

Hamburg will keine Geschichte haben. Wie kann es da zur Ikonenbildung kommen? Eine Miniserie

von Detlef Diederichsen

In Hamburg lässt man nicht lange einen Stein auf dem anderen. Wenn etwas ein typisches Merkmal dieser Stadt ist, dann die Brutalität der Veränderung. Bevor Dinge eine Bedeutung bekommen, einen Platz im kollektiven Unbewussten der Hanseaten einnehmen, einen Beitrag zu ihrer Identität leisten können, werden sie geschleift, umgewidmet, entkernt. Vielleicht soll das so sein, vielleicht fürchten Hamburger, dass Dinge Macht über sie bekommen könnten, dass Mythen entstehen. Vielleicht missversteht der nüchterne Norddeutsche diese Formen der Lebensäußerung als Spökenkiekerei.

Bei der hanseatischen Veränderungslust geht es oft noch nicht mal nach außen hin darum, Dinge zu verbessern. Es ist auch nicht das Junge, Wilde, Neue, das sein Recht fordert – neue Gedanken haben es im traditionell skeptischen Hamburg unerhört schwer.

Der Hamburger will nicht auffallen. Deswegen soll auch Hamburg nicht auffallen. Gediegene Zurückhaltung ist das Maß der Dinge, und dort, wo die Gediegenheit nicht zu leisten ist, ist das Mittelmäßige der beste Ersatz. Ziel der Hamburger ist also das Gemütlichmachen, die Begradigung, die Verdurchschnittlichung – von Straßenzügen, Gewohnheiten, Gebrauchsgegenständen, die irgendwie aus ihrer Umgebung herausstehen, auffallen, anders sind und dadurch dazu beitragen, Charakter und Seele dieser Stadt zu verändern, ja womöglich überhaupt erst entstehen zu lassen.

So lässt sich das Bild einer etwaigen Seele Hamburgs nur vage rekonstruieren, indem man einen Blick auf die wenigen Dinge in Hamburg wirft, die die Inquisitoren der Verdurchschnittlichung übersehen haben, die sich wegducken oder in abgelegene Nischen verkriechen konnten, und so bewirken, dass sich Hamburg zumindest in ein paar Details von Osnabrück und Oberhausen unterscheidet. |

Die Überlebenden 1

Hockey.

Hamburg hat mehr Brücken als Venedig und fast so viele Konsulate wie New York. Es gibt aber nur eine Sache, in der Hamburg dauerhaft Weltspitze ist: Hockey. Aus der Hockey-Könnerschaft der hanseatischen Töchter und Söhne spricht ein altes Europa, eine Weltordnung der Prä-Weltkrieg-1-Zeit. Das Spiel mit seiner seit damals kaum veränderten Kleiderordnung ist ein Überbleibsel des britischen Empire, es dient den Angehörigen des Commonwealth, sich miteinander zu messen: England, Pakistan, Indien und Australien etwa sind Hockey-Nationen. Dazu kommen die traditionellen Rivalen um die Vorherrschaft auf den sieben Weltmeeren: die Niederlande, Spanien und Deutschland (Frankreich war noch zu sehr Feind, um bei britischen Spielen mitspielen zu dürfen oder zu wollen). Na ja, und Argentinien, das zu jener Zeit eines der reichsten Länder der Welt war und sich die Club-Mitgliedschaft quasi erkauft hat.

Natürlich brannte in keiner Stadt die Leidenschaft für dieses Spiel heißer als in Hamburg, das sich stets als britischste Stadt außerhalb des Vereinigten Königreichs träumte. Nota bene: Wäre unser Bürgermeister der brillante Stadtvermarkter, der er gerne wäre, hätte man nicht ein Eishockey- und ein Handballteam aus anderen Städten wegkaufen und diese fremde und seltsame Sportart American Football einbürgern müssen, um den Hanseaten ihre Ration Gladiatorenkämpfe zu geben und den Ruhm der Stadt zu mehren, sondern die natürliche Ressource Hockey ausgebeutet.

A Sohny or not a Sohny.

Zur Frau wird man nicht geboren, sondern erst gemacht, schrieb Simone de Beauvoir 1960. Und was machen wir 2004? Beobachtungen zur neuen alten Heimchen-am-Herd-Programmierung.

von Susie Reinhardt

Sind Mädchen von Natur aus artig und steckt in jedem Jungen ein aggressiver kleiner Macker, weil die Biologie es so bestimmt? Oder sind die Unterschiede eher anerzogen, nachgeahmt, die Resultate dessen, was Eltern, Tanten, Kita-Betreuer und der Rest der Welt den Kleinen nahe legen und von ihnen erwarten? Der Streit darüber ist so alt wie die Frauenbewegung. Während Kirche und C-Parteien den angeblich Gott gegebenen Unterschied betonen, sprechen Feministinnen, Linke und Philosophen von der gesellschaftlich programmierten Ungleichheit.

»Wenn uns das Mädchen lange vor seiner Pubertät und manchmal von seiner frühesten Kindheit an, geschlechtlich differenziert vorkommt, so liegt es nicht daran, dass geheimnisvolle Instinkte es unmittelbar zu Passivität, zur Koketterie, zur Mutterschaft bestimmen. Fremde Einflüsse greifen beinahe von vorn herein in das Leben des Kindes ein und bereits von seinen ersten Jahren an, wird ihm seine Bestimmung aufoktroyiert.«

Simone de Beauvoir,
»Das andere Geschlecht«, 1960

Oooooch, das ist ja ein super alter Hut. Heute wird den Kindern doch nichts mehr aufgezwungen! Schließlich gab's inzwischen autonome Kinderläden und die Genderdebatte – so denken viele. Die es am meisten betrifft, sehen die geringsten Probleme. Frisch gebackene Eltern mögen nichts mehr davon hören, dass Mädchen und Jungs immer noch unterschiedlich behandelt werden. Dass sie sich unterschiedlich verhalten, kaum dass sie laufen können, wird gesehen und beklagt. Der Grund müsse eben doch in den Genen liegen. Denn schließlich suchen sich Kinder ihr Spielzeug heute selbst aus, heißt es. Sie können nach Belieben entscheiden, ob sie Bauklötze stapeln, Bälle kicken oder eben mit Puppen spielen. Tatsächlich? Neulich, in der Spielwarenabteilung bei Karstadt-Osterstraße, klang das ganz anders:

»Guten Tag, ich suche ein Geschenk für ein dreijähriges Kind«, so die Frage an die Mitte 50-jährige Fachfrau. »Junge oder Mädchen?«, schallt es wie der Blitz zurück. »Ach, ist das denn in dem Alter schon wichtig?« Wer so fragt, muss vom Mond kommen, sagt der Blick. Dann kommt die Antwort, ganz langsam zum Mitschreiben: »Ja, schon. Jungs spielen in dem Alter lieber mit Konstruktionsspielzeug. Mädchen mit Puppen und Kuscheltieren.« Im zweiten Laden, im Heußweg, ist die Bedienung dreißig Jahre jünger. Die Belehrung über frühkindlich festgeschriebene Geschlechtervorlieben fällt viel freundlicher aus, läuft aber auf dasselbe raus.

Keine Kinder, nur noch Boys oder Girls

Spielzeug hin oder her, wenden Eltern ein, jedenfalls dürften Jungs heute lange Haare haben und Mädchen müssten nicht mehr im Kleidchen die Brave mimen, wenn Oma zu Besuch kommt. Aber ist der Schniepel wirklich so schnurz? Im Karoviertel hängen »It's a Sohny«-Strampelanzüge. Für Mädchen, eben immer noch das andere Geschlecht, lautet der Aufdruck »It's not a Sohny«. Was die äußere Staffage angeht, sind die Unterschiede zwischen den Kleinen größer geworden. Schon von Weitem sieht man an den Klamotten eines stolpernden Kleinkinds, ob es später eher Arzt oder Arzthelferin werden will. Dreijährige Kinder gibt's gar nicht mehr, bei H&M und Karstadt wurde die Kategorie »Kind« bereits beerdigt. Wer in keinen Babybody mehr passt, kommt hier ins Geschlechterkorsett. Anziehzeug gibt's für »Babys«, »Boys« und »Girls«. Muss man noch sagen, für wen die Farbtöne Zartrosa bis Blutrot reserviert sind und wer sich zwischen kräftigem Blau, Grün oder Braun entscheiden soll?

So unterschiedlich wie die Farben, sind auch die Botschaften auf den T-Shirts: »Bob der Baumeister« richtet seine zupackenden Parolen wie »Schaffen wir das?« vom Bagger aus an die Jungs. Oder er zeigt als Stromgitarre spielender Schwamm »Sponge-Bob« den Kleinen schon mal, wie man Leute beeindruckt und den Rockstar mimt. Mädchen-Shirts strotzen vor Niedlichkeit. Sie sind übersät mit Herzchen, Blümchen, Rüschen und bunten Perlen, die das Prinzessinnenhafte betonen.

»Bei der Frau findet sich von Anbeginn ein Konflikt zwischen ihrer autonomen Existenz und ihrem »Anders-sein«. Sie wird gelehrt, sie müsse zu gefallen suchen, müsse sich zum Objekt machen; sie solle also auf ihre Autonomie verzichten. Man behandelt sie als eine lebendige Puppe und verweigert ihr die Freiheit.«

Simone de Beauvoir

Gefallen steht auch heute noch hoch im Kurs für werdende Frauen: Die Shirt-Parolen bei Karstadt-Osterstraße lauten »Love Pretty Girl«, »Cutie Divas«, »Best Girl« und »Star Girl«. Schüchternheit behindert zwar im späteren Leben, ist für Mädchen aber nichts Schlimmes: In der Marktstraße baumelt ein weißes Kleidchen mit dem Aufdruck »Errötendes Mädchen«. Sei hübsch, brav und ruhig ein bisschen verhuscht, lauten die Signale an die jungen Damen in spe. Deren Vorlieben sind ebenfalls schon fest geschrieben: »I love shoes and jewels, bags and make up«. Die 50er Jahre lassen heftig grüßen. Wenn schon Geschlechterbetonung, wie wär's dann mal mit moderneren Forderungen, zum Beispiel: »Ich mag E-Gitarren und Motorräder, will Managerin werden und suche einen Hausmann für die Kinder«? |

Die liebsten Menschen der Welt.

Adressaten-Orientierung, Bürgerservice-Einheiten, Geschäftsprozess-Optimierung: Allerorten werden in Deutschland Behörden reformiert. Die Hamburger Ausländerbehörde aber ist und bleibt einer der unfreundlichsten Orte auf diesem Planeten.

von Christoph Twickel

»Unsere Behörde sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird, wie es im Gesetz heißt, von der Schuld angezogen.«
Franz Kafka, »Der Prozess«

Wie gestaltet man seinen Arbeitsplatz, wenn an der Tür »Aufenthaltsbeendende Maßnahmen« steht? Frau Pehmöller von Zimmer 138, eine dickliche End-Dreißigerin mit roten Strähnen im halblangen Haar, hat ein Foto von ihren Kindern an die Wand gehängt. Darüber steht in Kinderschrift: »Einer der liebsten Menschen auf dieser Welt«. So erkennt man schon beim Betreten ihrer gelb gerauchten Amtsstube, mit wem man es zu tun hat. Ihre blondierte Kollegin Frau Frey hat die Wand hinter ihrem Arbeitsplatz mit Katzenfotos dekoriert. Besonders scheinen es ihr Angorakatzen angetan zu haben.

Nela, eine hochschwangere 35-jährige Ecuadorianerin ohne Papiere, ist hier, weil sie eine Duldung haben möchte. Abschieben kann man sie aus medizinischen Gründen nicht, erklärt die Mitarbeiterin der Flüchtlingshilfe-Organisation, die sie begleitet. Also müsse die Ausländerbehörde ihr eine Duldung ausstellen. Die beiden Sachbearbeiterinnen rauchen mit nervösen Zügen eine dichte Wolke in den Raum und würdigen ihre Besucher keines Blickes. Geschweige denn, dass sie ihnen einen Stuhl anböten. Frau Pehmöller schaut in die Akte und stellt fest: »Die hat ja in Würzburg ein Asylverfahren! Dann sind wir nicht zuständig«, sagt sie. Aber bei der Schwangerschaft gebe es Komplikationen, da könne sie nicht nach Würzburg reisen, so die Flüchtlingshelferin. Und Nela bräuchte jetzt die Duldung, um die Entbindung regeln zu können. Frau Pehmöller wird ungehalten: »Wieso? Die lebt doch schon seit Jahren hier ohne Papiere. Bisher hat sie das ja auch nicht gestört.« Erstmal muss sie jetzt mit Würzburg telefonieren. Wir sollen draußen warten.

Die Hamburger Ausländerbehörde ist ein Ort, an dem die Regeln des höflichen Miteinanders außer Kraft gesetzt sind. In keiner anderen Behörde der Stadt gibt es so viele Sperren, Schleusen und Stahlgitter wie hier. 1997 machten die Lokalmedien die Zustände dort ein paar Monate lang zum Skandal. Stundenlange Wartezeiten, körperliche Misshandlung, rassistische Sprüche: Zu unübersehbar waren die Demütigungen geworden, die Sicherheitskräfte und Behördenmitarbeiter den Menschen zufügten, die ab halb 3 Uhr nachts Schlange standen. Ein paar Security-Leute wurden damals verurteilt, sonst änderte sich nichts. Dass der Publikumsverkehr abgenommen hat, dafür haben in erster Linie die faktische Abschaffung des Asylanspruchs und das verschärfte Grenzregime gesorgt. Außerdem werden heute die Angelegenheiten der Nichtdeutschen mit Aufenthaltserlaubnis dezentral bei den Bezirksämtern bearbeitet.

Kann man nichts machen

Im riesigen Wartesaal des ersten Stockwerks verteilt sich ein knappes Dutzend Leute auf die in das grüngrau marmorierte PVC geschraubten Schalensitze. Der lange Flur, von dem die Büros der Sachbearbeiter abgehen, ist durch eine massive, käfigartige Stahl-Konstruktion vor den Wartenden abgeschirmt. Sie sieht aus, als sei sie zum Schutz vor Raubtieren erdacht worden. Den Zugang zu den Sachbearbeitern regeln zwei Wachleute einer privaten Security-Firma. Wer sein Anliegen vorbringen möchte, muss an den Käfig treten. Die Wachleute leiten es dann in die Amtsstuben weiter. Gegebenenfalls reichen sie Unterlagen durch eine aktenordnerbreite Klappe, die in etwa 1,80 Meter Höhe in das Gitter eingelassen ist, so wie Gefängniswärter Essen durch die Zellentür reichen.

Auf zwei Anzeigetafeln rechts und links an der Stirnseite des Wartesaals springen dann und wann mit leisem Rascheln Nummern um. Welche der Anzeigetafeln für welche Angelegenheit gilt, ist schwer zu ermitteln. »Aufruf der roten Wartenummern für das Sachgebiet E443«, steht auf der Linken. Unsere Wartenummer ist gelb. Mancher der Wartenden erkennt in der Kabbalistik an der Wand nicht gleich seine Nummer, dann rufen die Security-Leute ungeduldig in den Saal hinein. Ein

Araber eilt zur Eisenklappe und erhält ein paar Zettel zurück. »Sie müssen am Dienstag wiederkommen«, sagt der Security-Mann. »Ihre Unterlagen sind noch nicht da. Kann man nichts machen.« Der Araber nickt ein wenig ratlos und zieht von Dannen. Kann man nichts machen. Unhinterfragbar, von verborgenen Prinzipien angetrieben, Gott gegeben, ein Orakel: Die Hamburger Ausländerbehörde gibt sich alle Mühe, wie die Bürokratien in den Romanen Franz Kafkas aufzutreten.

Obwohl der Andrang in den letzten zwei Jahren drastisch nachgelassen hat, denkt man nicht daran, die demütigenden Eisenkonstruktionen abzubauen. In München etwa ist die Ausländerbehörde »vom Charakter her eher eine Servicebehörde«, wie es eine Mitarbeiterin des dortigen Flüchtlingsrates beschreibt. Seitdem die Leitung von einem CSU-Politiker auf eine Parteilose übergegangen ist, sei es dort »zumindest atmosphärisch« etwas freundlicher geworden. In Hamburg aber stehen die Gitter »nicht zur Disposition«, so Herr Smekal von der Innenbehörde. Es seien »immer wieder Übergriffe« vorgekommen, vor allem auf weibliche Mitarbeiterinnen. Kann man solche Übergriffe durch stählerne Drehkreuze zwischen Wartesaal und Flur verhindern? Herr Smekal stutzt. Nun ja, zumindest habe man so Kontrolle über den Zugang.

Eine Kontrolle, die Frau Pehmöller, einer der liebsten Menschen der Welt, weidlich ausreizt. Schon eine Dreiviertelstunde warten wir darauf, dass das Telefonat mit Würzburg ein Ergebnis zeitigt. Womöglich muss sich Frau Pehmöller auch erst noch mit der Materie vertraut machen. Früher, erzählt die Flüchtlingshelferin, waren die Sachbearbeiter noch besser orientiert. Damals lief es wie in den Behörden für Deutsche: Frau Müller bearbeitet K bis L, Herr Meier M bis O und so weiter. In den Neunzigern aber häuften sich die Korruptionsfälle. Frau Müller und Herr Meier hielten die Hand auf: Bleiberecht kostete 2000 Mark, nicht abgeschoben werden 1000 Mark. Vor ein paar Jahren wurde das alphabetische System abgeschafft. Seither landet eine Akte heute bei diesem und morgen bei jenem Sachbearbeiter.

Unsere Nummer erscheint auf der rechten Anzeigetafel. Zurück ins Zimmer 138! In Würzburg ist keiner mehr zu erreichen. »Kein Wunder, ist ja auch Freitag!«, faucht Frau Pehmöller und verströmt eine Aura unauflösbarer Entnervtheit. Din-A-4-Blätter signalisieren vorbeugend, dass jeder, der Zimmer 138 betritt, eine Belastung darstellt: »Tür bitte leise schließen!!!«, steht auf einem, »Jammern kannst Du woanders!« auf einem anderen. Frau Pehmöller erklärt, ich müsse den Raum verlassen, es würde sonst zu voll. Sie hat ihren Vorgesetzten hinzugebeten, alleine ist sie mit der Situation überfordert.

Mürbe machen, entwürdigen

Auf dem schmutzig gelben Flur versucht einer der Sicherheitsbeamten, mit einer Reißzwecke eine Diddl-Maus aus Plüsch an das Korkbrett mit den Dienstplänen zu heften. Wenn Kafka heute lebte, hefteten seine Security-Leute dann auch Diddl-Mäuse an Korkbretter? Dekorierten seine Sachbearbeiterinnen ihre Arbeitsplätze auch mit Kuschelkatzen-Fotos?

Der Vorgesetzte redet mit hoher, haspeliger Stimme auf Nela und ihre Begleiterin ein. Er macht ihnen klar, dass nicht etwa die hochschwangere und papierlose Nela das Opfer sei. Dass vielmehr sie, die ohnehin schon überlasteten Sachbearbeiter, die Leidtragenden seien. Warum sich Nela nicht um ihr Asylverfahren gekümmert habe? Wer denn bitte schön die Krankenhauskosten übernehmen würde? Warum sie denn jetzt erst käme...

Zwanzig Minuten dauert die Tirade. Dem Sachverhalt fügt sie nichts hinzu, doch sie gehört zu dem Ritual der Opfer-Täter-Umkehr, ohne das offensichtlich niemand diese Behörde verlassen soll. Erst stundenlang warten lassen, mürbe machen, entwürdigen. Dann das Lamento: Wie sehr sind wir doch bemüht! Und wie viel einfacher wäre alles, wenn die Klienten nicht so verantwortungslos wären!

Rund 180 Mitarbeiter der zentralen Ausländerbehörde sind zuständig für etwa 11.000 ausreisepflichtige Nichtdeutsche, die in Hamburg leben. Der Senat fordert von den Sachbearbeitern hohe Abschiebezahlen – mit allen Mitteln. Also lassen sie Flüchtlinge von ihren Fluren weg in Abschiebehaft bringen. Veranlassen, dass sie zu nachtschlafender Zeit von Rollkommandos überrascht werden. Doch mögen ihre Entscheidungen auch noch so menschenverachtend sein: Die Mitarbeiter der Hamburger Ausländerbehörde walten ihres Amtes reinsten Gewissens. Der Rassismus der liebsten Menschen der Welt: Unterbezahlt und überlastet, bedrängt von Subjekten, die so verantwortungslos sind, hier ein besseres Leben zu suchen, so uneinsichtig, nicht freiwillig gehen zu wollen und so unverschämt, Ansprüche zu stellen. »Sie haben uns nicht so behandelt, wie es unser Entgegenkommen verdient hätte«, erklärt einer der Wachleute dem Angeklagten in »Der Prozess«. »Wenn Sie weiterhin so viel Glück haben, wie bei der Bestimmung ihrer Wächter, dann können Sie zuversichtlich sein.« |

Die Überlebenden II

Die Raute.

»Horizont Sport Business« wählte das HSV-Emblem kürzlich zum besten Sportlogo Deutschlands – der erste Titel des Vereins seit jener kurzen und irgendwie unwirklichen Glamour-Phase mit Keegan/ Zebec bzw. Netzer/ Happel. Das Zen-haft symmetrisch in sich ruhende Vereinslogo passt tatsächlich exzellent zur perfekten Mittelmäßigkeit, der sich die Mannschaft vor wie nach jener ruhmreichen Zeit verschrieben hat. Der Meister der Unauffälligkeit leistet sich fast überhaupt keine Ausschläge nach oben oder unten, keinerlei Alleinstellungsmerkmale, nicht mal Träume oder Ambitionen. Folglich suchen jene Söhne unserer Stadt, deren Ziele über ein Leben auf Tabellenplatz 10 und ein ordentliches 1:1 gegen den VfL Bochum hinausgehen, ihr Glück in der Fremde: in Mönchengladbach (Effenberg), Kaiserslautern (Brehme) oder Dortmund (Addo).

Traumberuf: Karstadt-Angestellter bleiben.

Wie fühlt es sich an, heute am Anfang des Berufslebens zu stehen? Hat die Angst vor Arbeitslosigkeit die Frage nach den Wünschen an das Leben verdrängt? Und: Was ist eigentlich ein Traumberuf?

von Britta Peters

Treffen sich zwei Teenager im Bus. Sagt der eine: »Und, was willst du machen, jetzt wo du mit Schule fertig bist?« Das Mädchen antwortet: »Nichts.« »Wie nichts?«, fragt der Junge und plustert sich auf: »Ich setz aufs Soz. Ich hol mir alles, was ich kriegen kann.« Er wendet sich wieder seiner Bekannten zu: »Irgendwas musst du doch machen.« Die bleibt bei dem, was sie zuvor gesagt hat: »Nee, ich mach nichts«, antwortet sie stoisch. »Oder willst du Drogen verkaufen wie Regina?« Jetzt wird das Thema auch für sie interessant: »Wie, Regina tickt mit Drogen? Seit wann das denn?«

Das ist kein Witz. Das ist auch kein Anti-Witz. Das Gespräch hat so stattgefunden.

Auf NDRInfo läuft eine Sendung über fehlende Ausbildungsplätze. Deutschlandweit wird die Zahl auf 30.000 bis 150.000 geschätzt. Mit 30.000 rechnet Arbeitgeberpräsident Hundt, wobei er einräumt, dass die Zahl trotz Ausbildungspakt etwas höher ausfällt als im Vorjahr. Der stellvertretende Ver.di-Vorsitzende Frank Werneke geht Ende September dieses Jahres von 150.000 fehlenden Ausbildungsplätzen aus. Die starke Diskrepanz zwischen den Zahlen ist auf statistische Lesarten zurückzuführen. Mal werden die Tausenden von Jugendlichen, die derzeit in berufsvorbereitenden Maßnahmen auf einen Ausbildungsplatz warten, mitgezählt, mal nicht. Zweimal ist in dem Beitrag vom »Traumberuf Steuerfachgehilfin« die Rede. So richtig verträumt klingt das nicht. Eher zeugt es davon, dass an die Stelle von Idealvorstellungen ein ausgeprägtes Realitätsbewusstsein getreten ist. Oder, dass der Wunsch, überhaupt irgendwie den Einstieg in die Arbeitswelt zu finden, stärker ist als jede Phantasie.

Auf die Frage, ob seine Schüler und Schülerinnen etwas über mangelnde Zukunftschancen erzählen könnten, antwortet Björn Steffen, Lehrer an der Gesamtschule Öjendorf: »Im Hinblick auf die Motivation im Abschlussjahrgang finde ich die genannten Fragen schwierig. Mein Hauptziel ist in diesen Monaten Ermutigung. Zur gesunden Anspruchshaltung und zum Bewusstsein, dass man nicht mit 17 Jahren aufhören muss, zu lernen und sich weiter zu qualifizieren.« Viele seiner Schülerinnen und Schüler haben schon eine ungefähre Vorstellung von dem, was sie später einmal machen wollen: Anwaltsgehilfin, kaufmännischer Angestellter, Mediengestalter. Früher, mit fünf Jahren, wollten sie Schauspieler, Sänger oder Polizisten werden. Das sind echte Traumberufe. Darauf lässt sich zumindest die Vorstellung von einem aufregenden Leben projizieren. Nur ein Mädchen gibt an, dass es schon immer den Wunsch hatte, Modedesignerin zu werden und bis heute daran festhält. Wenn es nicht klappt, würde es ihr auch Spaß machen, in die Gastronomie zu gehen. Ihre Eltern besitzen ein Restaurant. Alle machen den Eindruck, im Notfall flexibel zu sein, alle sind überzeugt davon, dass jeder, der Arbeit finden will, auch welche bekommt, und keiner von ihnen möchte ein Leben lang etwas tun, das auf Dauer keine Herausforderung darstellt. Entwicklungsmöglichkeiten und Aufstiegschancen gehören zu einem attraktiven Berufsbild dazu.

Zukunftsperspektiven? Nicht jugendfrei

In der Realität von Arbeitnehmern gibt es für solche Vorstellungen kaum noch Platz. Deutschland verfügt momentan über den niedrigsten Krankenstand seit Jahrzehnten. Wer einen Job hat, klebt daran und versucht, ihn mit allen Mitteln zu halten. Es ist nicht die Zeit, krank zu werden, und erst Recht nicht die Zeit, große Sprünge zu wagen. Wer aus Gründen der persönlichen Weiterentwicklung kündigt, begibt sich freiwillig ins Aus. Die meisten Berufe haben schon immer wenig mit Berufung zu tun. Angesichts des Mangels an Möglichkeiten, überhaupt Geld zu verdienen, erscheint eine Neuorientierung heute jedoch wie eine unbotmäßige Herausforderung des Schicksals. Traumberuf: Karstadt-Angestellter bleiben.

Für die meisten Kids liegt dieses Bewusstsein noch ziemlich weit weg. Im Idealfall ist man in der Schule tatsächlich bemüht, sie in ihrem Selbstvertrauen zu stärken und sie auf alles vorzubereiten, was im späteren Berufsleben gefragt sein könnte: Im Matheunterricht in Öjendorf lernen sie nicht nur Mathe, sondern auch Teamarbeit und Präsentation. Sie werden buchstäblich für's Leben fit gemacht, nur die Tatsache, dass es generell zu wenig Arbeitsplätze gibt, dass es auch auf Dauer keine Vollbeschäftigung für jeden Arbeitssuchenden geben wird, und dass auch ein gefundener Arbeitplatz nicht immer das goldene Los ist, findet in diesem Universum keinen richtigen Platz. Das funktioniert wie eine Art Generationenvertrag: Wir verraten euch nichts von unserem Frust und unseren Ängsten. Euch steht alles offen. Ihr sollt selbstbewusst losmarschieren und euren Weg finden. Die Ernüchterung kommt schon früh genug. Die Jugendzeitschrift »YAM« und »Burger King« haben im August dieses Jahres zehn Ausbildungsplätze zur Fachfrau oder zum Fachmann in der Systemgastronomie verlost. Ein Prosit auf die glücklichen Gewinner!

Treffen sich zwei Erwachsene um fünf Uhr nachmittags im Bus. Sagt der eine: »Ah, hallo. Wie geht's?« »Muss ja.«, antwortet der andere und lässt sich neben ihm auf den Sitz fallen.

Sich über die Qualität von Lohnarbeit auszulassen wirkt angesichts eines weitestgehend unangefochtenen globalen Kapitalismus, als wolle man sich über das Wetter beschweren. Die Logik des Arbeiten-gehen- und Geld-verdienen-müssens ist zwingend, die Realität des beruflichen Alltags schwankt in Abhängigkeit von dem jeweiligen Arbeitsplatz in Mikroabstufungen zwischen Grausamkeit und Erfüllung. Im Hinblick auf die Funktionen, die der Mangelware Arbeit gesellschaftlich zukommen, scheint der schlechteste Job jedoch immer noch besser zu sein als gar kein Job.

Es ward Arbeit

Kann man Jugendliche auf ein Arbeitsleben unter den gegebenen erschwerten Bedingungen überhaupt vorbereiten, ohne sie zu entmutigen? Kann man ihnen sagen: Wenn Du Glück hast, gewinnst Du vielleicht einen Ausbildungsplatz bei Burger King und verkaufst daraufhin dein Leben lang Burger, weil Du Angst hast, deinen Job zu verlieren? Kann man nicht. Darf man sie fragen, ob Steuerfachgehilfin wirklich ein Traumberuf ist?

Nein, man muss sie loben, dass sie grundsätzlich motiviert sind und sich keinen Illusionen hingeben. Trifft man auf 15-Jährige, die in ihrem Leben nichts mehr machen wollen, muss man sie unbedingt davon abbringen, sich vorzeitig aufzugeben.

Aber so unter uns Erwachsenen kann man schon mal zugeben, dass der Balanceakt zwischen der Verantwortung und den realen Entfaltungsmöglichkeiten schwer zu meistern ist. Dass man seine Talente vernachlässigt und vielleicht Fähigkeiten erwirbt, die nur in der Logik des Arbeitslebens Sinn machen. Dass es Zeiten gibt, in denen man heilfroh ist, nicht mehr 15 Jahre alt zu sein und sich Gedanken über eine Zukunft machen zu müssen, in der theoretisch vieles möglich ist, praktisch schon weniger, und in der faktisch Entscheidungen getroffen werden, die den Lauf des eigenen Lebens prägen. Und schließlich, dass die eigentliche Herausforderung darin besteht, bei all dem seine Wünsche nicht aus den Augen zu verlieren.

Angst ist ein schlechter Sachbearbeiter

Eine Erwachsenenwelt, die sich aus Angst vor Arbeitslosigkeit in die Hosen macht, ist kein Vorbild für die Kids. Die Haltung beschränkt sich auf ein ähnliches Minimum an Erwartungen dem Leben gegenüber, wie die der Teenagerin, die sagt, sie wolle gar nichts machen. Die Botschaft ist: Ich verlange nichts mehr, Hauptsache nicht ohne Arbeit dastehen. Wer Arbeit finden will, bekommt auch welche? Eine positive Einstellung dem Leben gegenüber äußert sich im Vertrauen darauf, dass das Leben nicht nur aus Lohnarbeit besteht. Arbeitslosigkeit ist ein Mangel in der Logik einer an Arbeit orientierten Welt, für sich gesehen ist es lediglich ein Umstand, wenn auch ein extrem widriger, weil er die Teilnahme am Leben erschwert. In eine Welt hinein geboren zu werden, in der man nur durch Arbeit eine akzeptable materielle Existenzgrundlage erhält, in der es aber faktisch zu wenig Tickets gibt, und die letzten Plätze nur durch Aufgabe nahezu aller persönlichen Bedürfnisse erworben werden, ist ein durch und durch strukturelles Problem. Konkret lässt es sich nur individuell lösen.

Um das zu erkennen und um zu lernen, damit umzugehen, muss man als junger Mensch jedoch erst einmal Erfahrungen sammeln können. Das bedeutet, dass man die Einstiege in das Berufsleben nutzen muss, die sich anbieten, und dass man als erwachsener Mensch zu diesem Schritt ermutigt, siehe Teil 1 des Generationenvertrags. Teil 2 sollte jedoch unbedingt darin bestehen, das Wort Traumberuf in diesem Zusammenhang zu vermeiden. Wenigstens die Träume sollten sich auf das Leben als Ganzes beziehen, auf die Fähigkeit zur persönlichen Entwicklung und die Möglichkeit, die nähere und weitere Umgebung mit zu gestalten. Wenn sich das mit einem gefundenen Beruf in Einklang bringen lässt, umso besser, wenn nicht, gilt es, andere Wege zu finden. Ein Arbeitsplatz schlechthin ist nicht die Endstation der Sehnsucht.

Nachtrag

Heute bin ich zum ersten Mal einer 2-Euro-Kraft begegnet. Eine gebildete Frau, Mutter von drei Kindern, Künstlerin. Auf meine Frage, ob sie den Job denn habe annehmen müssen, antwortete sie: »Nein, aber ich fühlte mich nicht mehr wohl. Ich fing an, unter Identitätsverlust zu leiden. Vom Arbeiten verspreche ich mir, mehr Bezug zum Leben zu bekommen. Aber das Komische ist, jedes Mal, wenn ich einen Job habe, kommt mir die Realität merkwürdig verschoben vor, irgendwie irreal. Ich bin nicht verrückt, aber…«, versicherte sie mir, und ich beeilte mich zu erwidern, dass ich nicht einen Moment daran gezweifelt hätte. »…die Welt ist es.«, beendete sie den angefangenen Satz, verabschiedete sich freundlich und ging zurück an ihren Arbeitsplatz. |

Häufiger Jesus daten.

Predigten zum Downloaden und Teenies, die freudig Sex vor der Ehe ablehnen: die International Christian Fellowship bekehrte erfolgreich die Schweizer und will nun Hamburg erobern. Gepreacht werden knallhart reaktionäre Inhalte – voll krass in Viva-Jugendsprache verpackt.

von Stephanie Janssen

Sonntags kurz vor halb elf beginnt der Countdown. Eben noch wechselten auf der Leinwand bunte Snowboarder und lachende Gesichter in schneller Folge. Der flotte Beat bleibt, jetzt werden oben die Minuten eingeblendet, 2:17 – 16 – 15. Alle finden einen Platz in den Stuhlreihen, die letzten Sekunden zählt man kollektiv aus: »Drei, zwei, eins – Yeah! Juchu!« Auf die Bühne springt über fünf, sechs seitliche Stufen der Moderator und schnappt sich ein Mikrofon. Die Celebration beginnt.

Die Aula des Gymnasiums an der Max-Brauer-Allee hat hohe Decken und viel Holz. Hier feiern heute knapp vierzig Menschen zwischen 15 und 35 Jahren den Gottesdienst der »International Christian Fellowship« – kurz ICF. Seit 1997 gibt es die ICF-Church als Verein in Zürich. Seitdem breiten sich die Gemeinden rasant in der Schweiz, bemerkenswert schnell in Deutschland und etwas zaghafter im europäischen Umland aus. Berlin, Bonn, Braunschweig, Freiburg, Köln, München, Nürnberg und seit 2002 auch Hamburg sind einige Städte, in denen ICF-Gruppen wirken. Vor allem auf die als kirchenscheu verschrienen Teenager. Ein Gottesdienst heißt hier »Celebration« und verpackt Bibelgeschichten in moderierte Comedy.

Hinweis aus den Wolken

Andreas Sturzenegger ist 32 Jahre alt, »Senior Pastor« und erster Vorsitzender des ICF Hamburg. Gemeinsam mit seiner Frau leitet er zusätzlich die Dachorganisation ICF Deutschland. Ihre Vision: 800 Churches bundesweit gründen, im Moment sind es zwölf. Auf seinem Cap steht »gsus«, er bestellt Cola light und sitzt lässig auf der Holzbank des Cafés. Schnell und mit nettem schweizer Akzent erklärt er: »Klar wünsche ich mir Wachstum. Aber nicht wegen des ICFs, sondern weil es den Menschen gut tut. Ich möchte nicht, dass der ICF bekannt wird, ich möchte, dass Jesus bekannt wird.« Und deshalb investiert der Verein, der nur von Spendengeldern und Kollekte lebt, in Videoclips, Beamer, Soundanlage und Parties, denn auf diesem Weg geht es leichter. Es gibt Predigten als mp3-Download und den »ICF-Newsflash« direkt aufs Handy. Denn Sturzenegger weiß: »Die Verpackung ist das A und O, damit sich die Leute für den Inhalt öffnen. Wenn die Verpackung Scheiße ist, dann ist der Inhalt dementsprechend auch nicht so prickelnd.«

Sturzenegger arbeitete sieben Jahre bei der schweizer Post und trieb Leistungssport, bevor er Theologie studierte. Berufung war es, sagt er, auch der anschließende Reisedienst, wo er Europa weit auf der Straße gepreacht habe. 2001 kam das Angebot vom ICF, in Hamburg eine Kirche zu gründen. Im internen Magazin »Move« schildert der Senior Pastor, wie Gott reagierte, als er ihn zur Zukunft befragte: »Die Wolken formten sich plötzlich zu drei kleinen Buchstaben: ›i c f‹.« Er forderte ein weiteres, ein farbiges Zeichen: »Und was passierte? Um die Sonne herum sahen wir einen geschlossenen Kreis in Regenbogenfarben.« So war für ihn alles klar und er zog mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen nach Hamburg.

Hundertprozentig worshippen

Unser Moderator in der Aula trägt ein hellbraunes Jackett, gesunde Bräune im Gesicht und das blonde Kurzhaar akkurat im Nacken ausrasiert. Sein Thema: einhundert Prozent. Man müsse schon hundertprozentig dabei sein, wenn man Jesus lieben wolle. Er wirft der Blonden in der ersten Reihe eine Kusshand zu. Auch eine Ehe, seine Ehe, sei nur gut, wenn sie hundertprozentig sei: »Ich bin ja auch hundert Prozent Bayern-München-Fan!« Über die Buh-Rufe aus dem Publikum freut er sich. »Ja, hundert Prozent beim HSV können ganz schön schwierig sein…« Johlen, Lachen. Und gleich kommt Musik, da möchte der Moderator, dass wir dann alle mit hundert Prozent worshipen, wie er selbst auch. Doch einige von uns würden immer nur an die Decke schauen. X-beinig und summend imitiert er einen verlegenen Teenager: So nicht! »Denn Gott sieht es und freut sich, wenn wir voller Emotion und mit ganzem Herzen mitgehen« – und natürlich auch, wenn wir es nicht tun.

Zwei Mädchen betreten die Bühne und beten für Jesus. Die Dunkle hat Zöpfe, die Blonde trägt »LO / VE« auf der Kapuzenjacke, durch den Reißverschluss getrennt. Sie kündigen »Open up the Heaven« an. Als das Playback nicht einsetzt, reckt die Dunkle ihre linke Hand in die Höhe und über-

brückt mit einem tonlosen Lippengebet die Pause. Zum Synthie- und Gitarrenmix werden die Texte als Karaoke an die Leinwand geworfen. Das Publikum steht, beinahe alle singen mit. Besonders in der ersten Reihe fliegen Arme in die Höhe. Mädchen in den hinteren Reihen wiegen sich und breiten ihre zum Himmel offenen Handflächen aus.

Bis zu dreitausend Anhänger feiern so jeden Sonntag in Zürich, sechzig sind es etwa in Hamburg, eine formale Mitgliedschaft im ICF gibt es nicht. Wer die Celebrations mag, darf sich bei gegenseitiger Sympathie dem Leiter einer g-12-Gruppe anschließen. Ein Leiter schart – nach Jesu Vorbild – zwölf Jünger um sich, mit denen er eine intensive Freundschaft pflegen soll. Die er aber auch trainiert und ausbildet, damit später jeder eine eigene g-12-Gruppe anführen kann. Ein Schneeballsystem, auf Wachstum und engen Zusammenhalt angelegt. Senior Pastor Sturzenegger meint: »Wenn Menschen eine Beziehung zu uns, zu Jesus, anfangen, dann erleben sie, wie sich die Lebensqualität positiv verändert.« Jesus solle dabei wie ein guter Freund gesehen werden: »Wenn du gerade eine weniger gute Beziehung zu Jesus hast, dann datest du ihn vielleicht nicht oft genug«, sagt Sturzenegger. Man müsse einfach in Kontakt bleiben.

Der Preacher der heutigen Celebration, Detlev Reich, betritt die Bühne. Er ist schlank und dunkelhaarig und spricht einige Mädchen im Publikum direkt an. Diesen Sonntag geht es um König David. Reich handelt kurz ab, wie David jemanden umbrachte, richtig Scheiße baute, Ehebruch beging und einer anderen einfach mal so nebenbei ein Kind machte. Am Ende aber wirklich – und nicht »so wischi waschi« – von ganzem Herzen bereute. »Ich fand's einfach krass, dass Gott Davids Herz gesehen und ihm vergeben hat«, sagt Reich. Dann erscheint die Überleitung zum nächsten Block auf der Leinwand: »David war entschlossen, auf Gottes Timing zu warten.«

Gottes Timing ist unergründlich

Finanziell sieht es für den Hamburger ICF nicht rosig aus. Senior Pastor Sturzenegger bekommt nach eigenen Angaben dennoch 1600 Euro netto für seine Teilzeitanstellung, seine Frau macht ihre Arbeit ehrenamtlich. Fanden die Celebrations anfangs noch im teuren Altonaer Theater statt, so kann der ICF jetzt die Aula des Gymnasiums mietfrei nutzen. Nur eine Aufwandsentschädigung an den Hausmeister ist fällig – für den Sonntagsdienst. Unterschlupf gäbe es aber nur noch bis Dezember, wie der Schulleiter anmerkt. Ulrich Mumm findet es in Ordnung, solchen religiösen Gruppen kurzfristig auszuhelfen, denn beim ICF handele es sich ja nicht um eine »vom Verfassungsschutz beobachtete Einheit«.

Stimmt. Die Informationsstelle der evangelischen Landeskirche Zürich beschreibt den ICF auf ihrer Webseite als harmlose Trendgemeinde, die sehr erfolgreich junge Menschen erreiche – und wünscht ihr Glück für die Zukunft. Gleichzeitig bescheinigt sie dem ICF extreme Expansionswünsche. Was wiederum laut Landeskirche den Effekt habe, dass der ICF inhaltlich einen Minimalkonsens predige und jede abschreckende Festlegung vermeide.

Schutz in der dunklen Gasse

Manche lassen sich dennoch nicht vermeiden. Auch wenn Andreas Sturzenegger betont, dass Frauen nicht »zweitwertig« seien und sie beim ICF – im Vergleich zu anderen Religionen – sogar extrem aufgewertet würden. Trotzdem hätten sie aber die Aufgabenverteilung nach Gottes Beispiel beibehalten. Für die Leitung einer Familie würde – theologisch gesehen – später nur der Mann zur Verantwortung gezogen. Die Frau, so Sturzeneggers Fazit, gelte als Unterstützung und Begleitperson.

Die »Ehe« wird in dieser Celebration fünf Mal thematisiert. Es gibt auch nicht viel Spielraum, denn die Klientel ist jung und der ICF propagiert Enthaltsamkeit für Ledige. Wer sehr verliebt ist, kann – zumindest in der Schweiz – ein R4M-Seminar (»Ready for Marriage?«) besuchen. Preacher Detlev Reich: »Wer als Mann hundertprozentig sein Herz gibt, bekommt ein Vielfaches von seiner Ehefrau zurück. Und für eine Frau ist es doch beruhigend zu wissen, dass ihr Mann da ist und aufpasst, wenn sie durch eine dunkle Gasse geht.« |

Nicht wirklich geil.

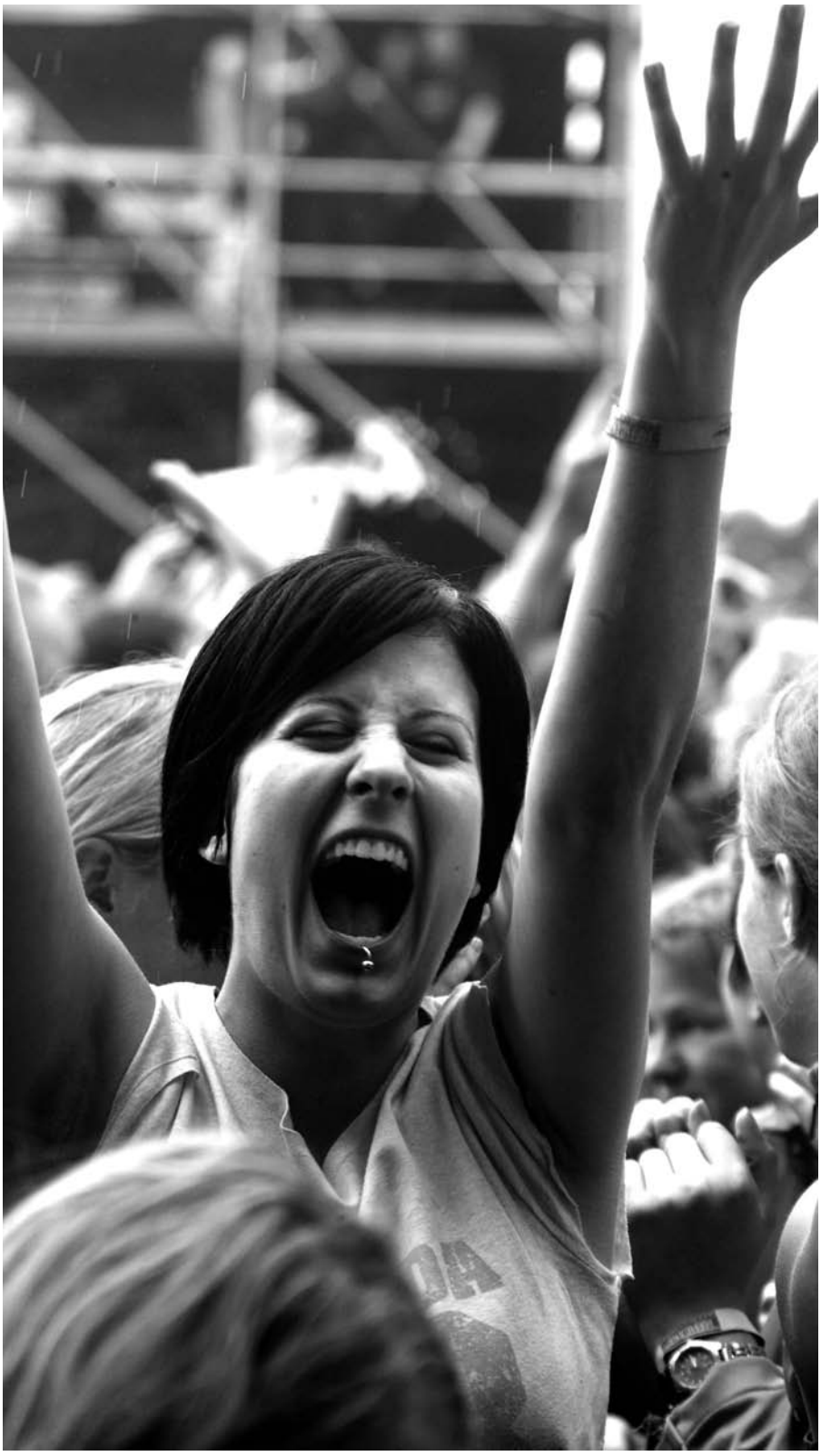
***Gott*GEGEBEN:** *Können auch lesbische Frauen beim ICF mitmachen?*
Andreas Sturzenegger: Wir haben mehrere. Manche leben es aus, manche nicht. Aber nicht weil wir sagen, sie dürfen es nicht, sondern weil sie es auch nicht wollen.
***Gott*GEGEBEN:** *Aber aus der Bibel lesen Sie, dass das nicht in Ordnung ist?*
Andreas Sturzenegger: Ja, das ist von der Bibel her ganz klar. Wenn ich Lebenshilfe gebe, und mir die Menschen eins zu eins gegenüber sitzen, merke ich, dass sie ihre homosexuelle Beziehung nicht wirklich toll finden und nicht befreit sind. Das ist nur eine Art, wie sie gepolt sind. Sie leiden auch darunter. Und bei der Lebenshilfe, oder wie die Leute davon frei werden können – da stoße ich auch an meine Grenzen.
***Gott*GEGEBEN:** *Sie akzeptieren, dass Gott Schwule angeblich nicht für richtig hält?*
Andreas Sturzenegger: Ich verurteile immer grundsätzlich die Sünde, so wie es Jesus auch gemacht hat, aber nicht den Menschen.
***Gott*GEGEBEN:** *Also Homosexualität ist eine Sünde?*
Andreas Sturzenegger: Ja. Es ist heute wieder fast ein Trend und gesellschaftsfähig geworden. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass viele nicht mehr nach Gottes Maßstäben fragen. Dann zieht sich Gott zurück. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn Gott den Menschen sich selbst überlässt. Er wird dann total orientierungslos. Mit der absoluten Freiheit kann er scheinbar nicht umgehen. Alles auszuleben, das finden die Leute nicht wirklich geil. Ist so. Für eine Zeit vielleicht, aber nicht für die Dauer.

Andreas Sturzenegger ist erster Vorsitzender des ICF Hamburg und Leiter von ICF Deutschland.

Elvis gebe mir Gelassenheit.

Tom will etwas ändern: sich. Er läßt sich in eine Klinik einweisen, mitten im norddeutschen Nirgendwo.

von Carsten Klook



Ankunft

Tom lässt sich aufs Bett fallen und klappt die Koffer auf, die ihn wie voll gestopfte Mäuler anstarren. »Was hat dich bloß so ruiniert?« Das Lied der Sterne geht ihm durch den Kopf. Noch vorgestern war er auf einer Karaoke-Party mit Hamburger-Szene-Prominenz, sang »You Really Got Me« von den Kinks: die Hymne aller Co-Abhängigen und Liebessüchtigen? Und nun dies…

Er ist Mitte 30 und muss mit den Verlockungen der Konsumgesellschaft brechen. Er hat genug von der Sucht nach Sex, Alkohol, Kicks, Geld, Karriere, genug von so genannter Subkultur, bunten Pillen und Illusionen. Nur: Es bleibt nichts übrig. Über achtzig gescheiterte Beziehungsversuche hat er hinter sich. Ängste und Depressionen plagen ihn. Diverse Therapien hat er abgebrochen. Nun ist er hier gelandet: in der psychosomatischen Klinik Rastede, auf halber Strecke zwischen Bremen und dem Jade-Busen, an der Nordsee.

Eine Bekannte hatte ihm empfohlen: »Wenn du wirklich etwas ändern willst, musst du nach Rastede gehen.« Sie bearbeitete hier vor Jahren ihre Panikattacken, beendete ihr Psychologiestudium und arbeitet inzwischen selbst als Therapeutin.

Tom will wirklich etwas ändern. Was mag mich erwarten, denkt er. Er liest die Hausordnung, die ihm kalten Schweiß auf die Nackenhaare treibt: Heavy! Mit der Unterzeichnung der Hausregeln hat er sich auf eine Rosskur eingelassen: Fernsehen, Radio- und Musikhören, Zigaretten, Drogen, Alkohol, PCs, Laptops, Sex und sonstige Eigenmedikationen sind verboten. Selbst das Reden ist untersagt. Jedenfalls in der Zeit zwischen 6.00 und 7.15 Uhr morgens. Und das für mindestens sechs Wochen. Jegliche Form der Ablenkung, der Flucht vor den eigenen Gefühlen, wird scharf geahndet. Das Brechen dieser Regeln wird mit dem sofortigen Abbruch des Aufenthalts quittiert. »Gestern ist wieder einer abgehauen. Schon in der ersten Nacht. Ist samt Koffer durchs Fenster gestiegen«, sagt Lemmy, der 18 Jahre alt ist und wegen Mangel an Selbstvertrauen hierher kam. Lemmy ist Toms Pate, holt ihn aus seinem Zimmer ab und führt ihn durchs Haus, zeigt

die Räume, erklärt den Stundenplan. Zur Einführung gibt's eine Runde Tischtennis. Die Beläge der Schläger sind angeknabbert. Das ist okay so. Die Menschen sind es auch. Im Flur hängt ein Sinnspruch aus dem Zwölf-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker:

> *Gott gebe mir die Gelassenheit Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.*

Mit Gott konnte Tom noch nie etwas anfangen. Für ihn war das bisher höchstens das verschwommene Gesicht von etwas, das einem ein schlechtes Gewissen machen soll. Zum Abendbrot zieht er seine blutrote Trainingsjacke an, die eine Flagge der Sowjets ziert und mit den Buchstaben CCCP geschmückt ist. Erst einmal auffallen, Kontrapunkte setzen, nur nicht untergehen in der Masse der Neurotiker, nimmt sich Tom vor. Er demonstriert für ein anderes Kräfteverhältnis. »Meine Antwort auf die Außenpolitik der USA«, legt er sich als Antwort zurecht, falls ihn jemand fragen sollte, warum er die Jacke trägt. Keiner wird ihn fragen.

Nach dem Füllen des Tabletts mit Brot, Brötchen, Tee, Aufschnitt und Co. sitzt er mit Lemmy und einem Mädchen namens Kathrin am Tisch. Sie wurde über Jahre von ihrem Vater vergewaltigt. »Du hast Pech!«, sagt die 20-Jährige zu Tom, »deine Therapeutin ist eine dominante Lesbe!«. Tom beißt unbekümmert ins Brot, Lemmy lacht, das Dröhnen aus dem Hinterhalt nimmt zu. Geschirr klappert, Menschen mit Tabletts in den Händen suchen Blicke an den Tischen – Kantinenatmosphäre, langsame Kontaktaufnahme mit der Gemeinschaft. »Kommst Du mit uns?«, fragt Lemmy. »Wir gehen nachher in den Wald!«

Nach dem Abendbrot holt Tom seine Jacke und man trifft sich am Ausgang vor dem Schwesternzimmer und geht ins Gehölz, wo die Raucher ihren Gelüsten nachgehen. Es ist dunkel, eine Taschenlampe kommt ihnen entgegen: ein Wanderer mit Stableuchte. Lemmy versteckt die Zigarette und sprüht sich und Kathrin etwas in den Mund, das stark nach Menthol riecht. Tom ist Nichtraucher und bleibt es auch. Obwohl die Versuchung unter diesen Umständen groß ist, damit zu brechen. So einfach war es noch nie, ein Rebell zu sein, denkt Tom beim Einschlafen in seiner Koje. Das Bett ist zu schmal, um sich darin allein zu fühlen.

Morgens

Um 6.20 Uhr muss er zur Morgenmeditation in den Saal. Schuhe ausziehen! Ein Gong ertönt, eine betörende Mädchenstimme liest aus einem Buch Slogans vor, zu denen gesenkte Köpfe sprachlos gähnen. Man lässt seinen Traum Revue passieren oder denkt nach, ob man mit dem Vorgetragenen etwas anfangen kann. »Wer Angst hat, Neues zu probieren, wird zum Sklaven seiner selbst.« »Nicht immer mag man, was gut für einen ist.« Tom denkt an Lebertran, 1000-Meter-Läufe und die Führerscheinprüfung. Beinahe wäre er dabei eingeschlafen.

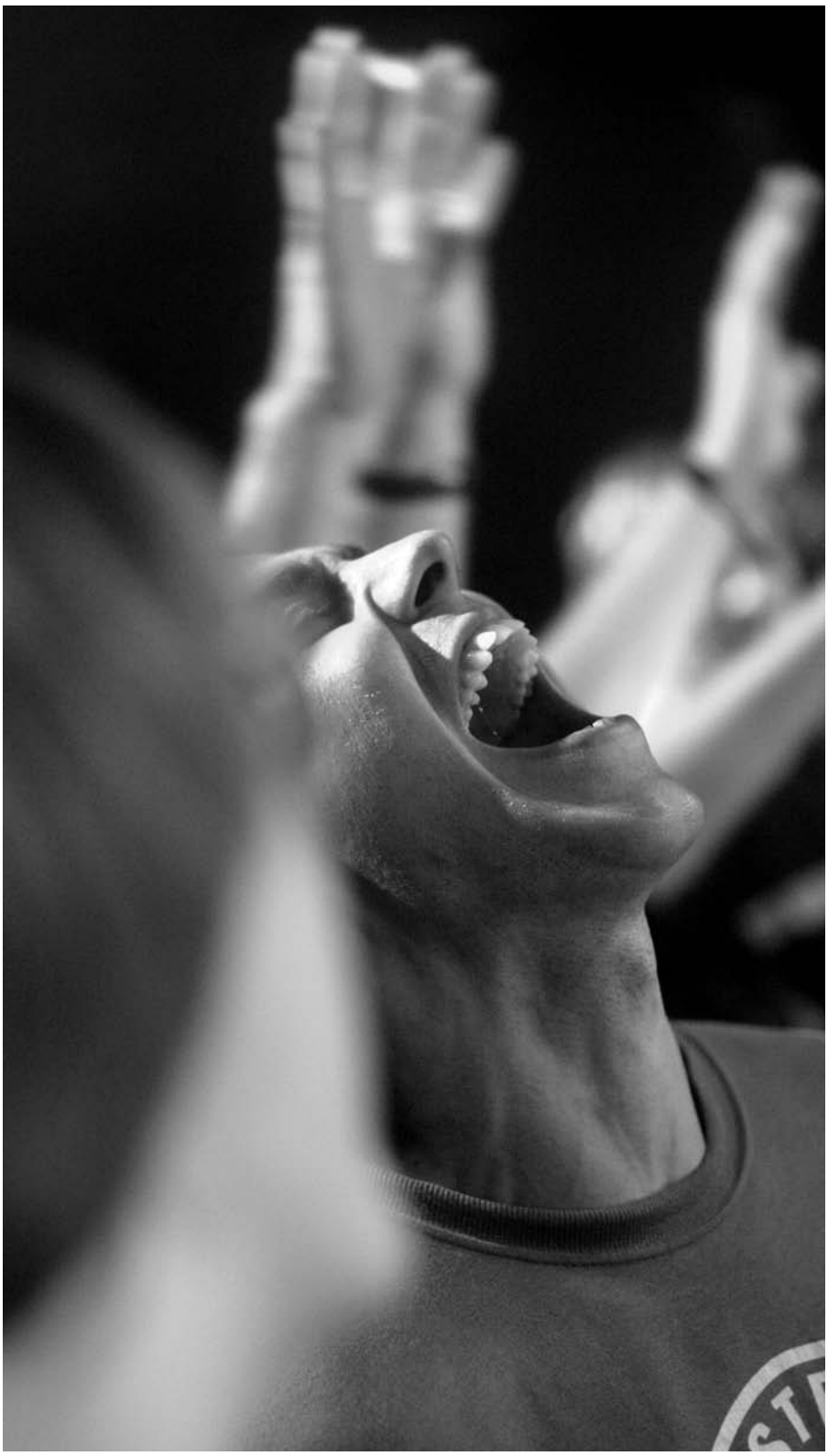
Die erste Woche

In der großen Runde, der Vollversammlung, muss sich Tom 80 Leuten vorstellen und mit einigen Sätzen seine Probleme skizzieren. Ihm wird mulmig, dann fängt er an: »Hallo, ich bin Tom. Ich leide unter Alkoholproblemen, Depressionen und Liebessucht.« Das versteht man. Alle, die hier gestrandet sind, haben massive Probleme: Migränekranke, Depressive, Angsterkrankte mit Paniksymptomen, Existenz- und Zukunftsängsten, Drogen- und Alkoholsüchtige aller Couleur, Missbrauch- und Mobbing-Opfer, Burn-outs, Workaholics, Onlinesüchtige, Essgestörte, Sex- und Beziehungssüchtige; Frauen, die sich Fleischstücke aus dem Arm beißen, Männer, die verge- ►

Die Überlebenden III

Die Tagesschau.

Jeden Abend um 20 Uhr versammelt sich Deutschland nahezu komplett vor dem Altar, um die Wahrheit zu empfangen. Eine Hamburger Wahrheit – die Weltbeschreibung der Tagesschau ist nicht schneidig-preußisch, nicht leutselig-bajuwarisch, nicht sanguinisch-rheinländisch, sondern nüchternes, immer die Fassung behaltendes, in homöopathischen Dosen ironisches (auch selbstironisches), purstes Hanseatentum. Hier hat sich Hamburg nicht nur durchgesetzt, sondern auch erreicht, dass der Rest des Landes seine Haltung als überlegen anerkennt – nach vagen Infotainment-Androhungen irgendwann Mitte der Neunziger will heute niemand mehr die Tagesschau verändern. Womöglich der gewichtigste Beitrag Hamburgs zur bundesrepublikanischen Kultur.



► waltigt wurden, Selbstständige auf dem Weg zu sich selbst, Therapiesüchtige – die Liste ist lang. Einige machen sich auch die Probleme anderer zu eigen. Das sind die Co-Abhängigen, zu denen sich auch die Therapeuten zählen. Jetzt aber lümmelt man sich gesammelt auf den Matten des großen Raumes und lauscht den Neuankömmlingen sowie den Kurz-Interviews der Therapeuten. Das ist besser als Fernsehen. Echter.

In der Gruppensitzung mit zwölf Leuten wird danach Organisatorisches geklärt. Jemand fragt: »Sollen die Tabletten nun abgesetzt werden oder nicht?! Darf ich allein ohne Begleitung heraus gehen? Muss ich mich jeden Abend beim Arzt vom Dienst melden. Muss ich wirklich täglich versprechen, mich über Nacht nicht umzubringen?!« Harter Stoff für die, die von ihren latenten Selbstmordabsichten bisher noch nichts wussten. Anschließend folgt die Mittagspause. Zur Kantine geht es vorbei an einer Tafel, auf der steht: »Du bekommst hier vielleicht nicht, was Du willst, aber das, was Du brauchst.«

Nach den ersten drei Wochen

Das Fasten von der Reizüberflutung wird als Herausforderung erlebt. Täglich wird angeregt, Verhaltensänderungen zu wagen. Durch den Druck, der durch den Verzicht und die provozierenden Therapeuten entsteht, die – ganz entgegen der Klienten-Erwartung – nicht gewillt sind, Mitleid zu zollen und das bisherige Spiel mit dem vermeintlichen Krankheitsgewinn fortzusetzen sowie durch einen weitgehenden Verzicht auf Einzeltherapie soll beim Klienten eine Kapitulation vor sich selbst bewirkt werden: Das Fass zum Überlaufen bringen, mag die Losung heißen. Danach folgt der Durchbruch, ab in die Soul-Desert, Begegnung mit Einsamkeit und Schmerz. Inventur machen. Was verschweige oder verleugne ich vor mir selbst?! Was brauche ich wirklich und was tue ich, um es zu verhindern?

Tom fühlt sich wie ein Dreijähriger. Er ist seit Tagen völlig aggressiv, fährt wie ein Irrer Fahrrad und macht Kickboxen im nahe gelegenen Sportclub. Dennoch hat er das Gefühl, bald verrückt zu werden. Es rotiert in seinem Hirn. Er hält dem Suchtdruck kaum stand, hat aber noch nicht getrunken. Er rauft sich die Haare, als er abends bei schummrigem Licht nach langen Gesprächen ratlos in der Cafeteria auf die Tasse starrt und den Teebeutel am Becherrand auswringt. Andere scheinen bei selbst gebauten Spielen namens »Esel« ganz bewusst den Geist aufgeben zu wollen... Er fühlt eine alles bedeckende Monotonie von der Decke tropfen.

Nach zwei Wochen kommt es Tom so vor, als hätten die Therapeuten ihren ganz persönlichen Spaß und Nutzen an der Unterdrückung und der Machtausübung. Schikane als Konzept? Eine Fehlwahrnehmung? Oder eine Störung im Klinik-System? In ihm erhärtet sich der Eindruck, in einer Erziehungsanstalt gelandet zu sein. Das aber könnte doch auch wieder Teil der Behandlung sein?! Tom zweifelt. Er wittert Machtmissbrauch und hat den Verdacht, dass das Konzept aus den Fugen geraten ist, die Therapeuten eine Supervision bräuchten. Und die therapeutische Unterversorgung, der Mangel an Einzeltherapie – so kommt es ihm vor – gaukelt nur ein Konzept vor. Verrat!

Toms Widerstand wächst. Soll er die Therapie abbrechen? Das wäre dann die Sechste. Er kocht, wütet, liegt im Bett, wälzt sich, will nach Hause. Sofort! Aber auch das lässt nach, angesichts der eigenen Situation, die schwerer wiegt als das momentane Befinden. Er kann nicht wieder zurück in die Zwänge seiner Süchte. Tom bekommt hohes Fieber und bleibt zwei Tage auf dem Zimmer. Am liebsten wäre er einfach weg. Die Therapeutin hat keine Zeit für ihn und schickt ihn zum Klinik-Chef. »Wenn du genau wüsstest, dass du abbrechen willst, würdest du dich einfach verabschieden«, sagt der Chef in Jeans und gestreiftem Hemd, dabei milde grinsend. Tom spürt, dass es dem Mann nicht gleich ist, ob er geht oder bleibt. »Was möchtest du mit achtzig, neunzig Jahren in deinem Leben erreicht haben?«, fragt er Tom. Endlich geht es um Ziele, denkt der. Langzeitplanung. Er äußert drei Wünsche: Ich möchte eine Frau, mit der ich durch Dick und Dünn gehen kann. Ich möchte Erfolg in meinem Beruf. Ich möchte auf der Panamericana von Alaska nach Feuerland fahren.« Tom selbst ist erstaunt über seine Klarheit. Der Chef blinzelt: »Das ist sehr konkret.«

Tom sieht die Falten in seinem Gesicht. Zum ersten Mal spürt er seine Wärme und die Empathie statt des starren Lächelns, das der Obertherapeut sonst zu Tage treten lässt. Tom fühlt sich gesehen. »Ich werde etwas mit deiner Therapeutin arrangieren«, sagt er und hebt den Kopf. Tom ist beruhigt, hat das Gefühl, als läge man ein gutes Wort für ihn ein. Direkt da oben, wo auch immer. Als er aus der Tür tritt, geht es ihm besser. Warum, das interessiert ihn jetzt nicht. Er will nicht mehr alles zynisch zersetzen. Er will, dass etwas anderes passiert, als das, was er schon kennt.

Nach Ende der dritten Woche ist er angekommen und kann annehmen, was mit ihm passiert. Er nimmt nach dem Durchschreiten der Schmerzgrenze ein Gefühl des Getragenwerdens wahr. Die Anbindung an eine »höhere Macht« (»Nennt sie, wie ihr wollt!«), wie hier gesagt wird. Von nun an geht er zu den Meetings der AA und versucht, nach den »Zwölf-Schritten« und den Programmen der Selbsthilfegruppen zu leben, die alle auf denen der Anonymen Alkoholiker basieren.

Samstags ist Disco
Tom hat den Posten des DJs übernommen und versucht, drei Stunden, den unterschiedlichen Geschmäckern von fünfzig Neurotikern gerecht zu werden. Am meisten Anklang findet das Stück »Feel« vom ehemaligen Vollblut-Alkoholiker Robbie Williams. »There's a hole in my soul. It's a real big place. You can see it in my face«, singt der. Jemand erzählt Tom, dass er in einer Tour-Doku gesehen habe, wie Robbie mit Band und TänzerInnen vor jedem Gig einen Kreis bildete, in dem man sich die Hände reichte und gemeinsam murmelte:

> *»Elvis gebe mir die Gelassenheit Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut Dinge zu ändern, die ich ändern kann und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.«*

Am Sonntagmorgen
sitzt Tom vor der Klinik und sonnt sich auf einer Holzbank. Es ist inzwischen Frühling geworden. Aus den sechs angesetzten Wochen wurden elf. Tom fragt sich, was gilt. Gelassenheit. Vor Hast und Unentschlossenheit soll er sich hüten und stattdessen Spiritualität und Demut walten lassen. Anerkennen, dass es eine Macht gibt, größer als er selbst. Nur für heute will er diesen Tag leben und nicht versuchen, all seine Probleme auf einmal zu lösen. Nur für heute will er sich auf das, was ist, einstellen. Er will sein »Glück« annehmen, wie es kommt und sich darauf einlassen. Nur für heute will ich ohne Angst sein, sagt er. Tom beobachtet die anderen, mit denen er viele Stunden verbracht hat. Für manche geht es um Leben und Tod. Wie bei der 23-jährigen Anja, die eine zehnjährige Drogenkarriere hinter sich hat. Sie braucht Nüchternheit statt Sensation und Exzess, Bescheidenheit statt falscher Glücksversprechen, Respekt statt Bedürfnisbefriedigung auf Kosten anderer. Es gilt, Disziplin zu erlernen und negative Gefühle auszuhalten.

Zurück zu den »Normopathen«
Eine Woche später ist für Tom Abreisetag. Er hat Angst vor dem Alltag und dem Rückfall in alte Verhaltensmuster. Angst vor den Normalos, die der Klinik-Chef einmal als »Normopathen« bezeichnet hat. Was wird bleiben, sich als praktikabel erweisen? Erst einmal ankommen im eigenen Leben. Der Boden ist wacklig, als er nach Hamburg zurück kehrt. Die Wohnung wirkt klein und ausgekühlt. Am liebsten würde er gleich wieder umkehren. Zurück in die Klinik … das ist Tabu. Er möchte in einer Gemeinschaft leben, in der Offenheit herrscht und sich niemand versteckt hinter seiner Maske – oder einem ganzen Schrank davon. Sich mitteilen und am Leben der anderen teilnehmen, das ist gut. »Ich will mich nicht wieder in etwas stürzen, das einen wegbeamed – auch wenn das weit verbreitet ist und als ›normal‹ gilt. Wir leben in einer Gesellschaft, die einen seelischen Mangel erzeugt. Und ich glaube, wir sind alle mehr oder weniger süchtig. »Man muss«, sagt er, »sehr aufpassen auf sich«. |

Die Überlebenden iv

Der Philosophenturm.

Noch zwei oder drei Studentengenerationen und der Philosophenturm könnte für mehr Menschen das Wahrzeichen Hamburgs sein als der Michel. Schon heute gibt er mit seinen vielen rätselhaften Eigenheiten Anlass zur Vermutung, er sei ein beseeltes Wesen. Wie anders kann man die ständig um ihn herum tosenden Winde deuten, als als Atmung? Wie wären die vielen elektrischen Auffälligkeiten in seinem Inneren besser zu erklären, als als Nervenimpulse oder Synapsentätigkeit eines lebendigen Organismus? Schon nach vergleichsweise kurzer Zeit ist dieses Bauwerk jedenfalls gruseliger als jedes verlassene alte Gemäuer. Wunderbar schreckenerregende Filme mit Johnny Depp, Emma Caulfield oder Keanu Reeves könnten sich keinen besseren Schauplatz wünschen.

Wunder mit Wasserleiche.

Seit Anbeginn der Zeiten gibt es für einige Menschen nichts Schöneres, als mit Gott in einen sportlichen Wettstreit zu treten und Welten zu schaffen. Das Ergebnis einer solchen Herausforderung ist in der Speicherstadt zu besichtigen.

von Andreas Blechschmidt

»Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde ward wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe.«

Ganze sechs Tage benötigte Gott für Himmel, Erde und Universum. Jeder Mensch, der sich mit seiner Allmacht messen möchte, kann nur verlieren. Umso ambitionierter wirken die Anstrengungen der Hamburger Brüder Frederick und Gerrit Braun, es trotzdem zu versuchen. Immerhin beschieden sich die beiden Semischöpfer samt ihrer 60 Gehilfen angesichts der übermächtigen Konkurrenz auf die Verwirklichung realistischer Ziele. Sie verzichteten auf den Himmel und die Planeten und erschufen nur die Erde: Ihr Universum ist das »Miniatur Wunderland« in der Hamburger Speicherstadt.

Und weil ein bescheidener Anfang auch nur ein Anfang ist, konzentrierte sich die »Miniatur Wunderland Hamburg GmbH«, wie sich das Nachwuchskollektiv als Körperschaft gegenwärtig-göttlicher Sendung formal und steuerlich korrekt nennt, auch dabei zunächst auf überschaubare Aufgaben. Noch besteht die Welt lediglich aus den Alpen, dem Harz, Hamburg, ein Fantasieort namens »Knuffingen« und Amerika, kurz: aus den vom Norden aus betrachteten, neuralgischen Koordinatenpunkten des Lebens. Kein Gegenentwurf zum Garten Eden, keine phantastische Neugestaltung des Paradieses auf Erden. Ein wenig mehr Mut in der Wahl der Neuschöpfungen hätte schon sein dürfen!

»Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war.«

Wie ihr göttliches Vorbild haben die Wunderland-SchöpferInnen eine große Lust an der Scheidung des Lichts von der Finsternis entwickelt. Etwa eine Woche dauert ein durchschnittlich langer Besuch des Wunderlands nach dortiger Zeitrechnung. Mit Unterstützung des Hamburger Elektrizitätswerks und zahlreicher Raumlampen wird in Minutenabständen der Tag- und Nachtrhythmus simuliert. Dabei sorgen aktuell 120.000 Lichter selbst in den kurzen Wunderland-Nächten für eine angemessene Beleuchtung. Wenn der Schöpfungsakt planmäßig verläuft, soll die Zahl der Lämpchen in den nächsten vier Jahren auf 200.000 anwachsen. Geradezu erfrischend bodenständig ist dabei die Quelle der anheimelnden nächtlichen Romantik. Mangels Mondenschein speist sich das Licht im Wesentlichen aus den Strahlern emsig fahrender Trucks und anderer Nutzfahrzeuge, unterstützt durch die Illuminationen maßstabsgerechter Miniatur-Straßenlaternen und einem regen Hin und Her von den blaubelichteten Einsatzfahrzeugen der universalen Polizei und Feuerwehr.

»Und Gott sprach: Es sammele sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, dass man das Trockene sehe.«

Der vertrauten Charme des Wunderlands ist vor allem dem Nachvollzug der grundlegenden göttlichen Entscheidung zu verdanken, Wasser und Land von einander zu trennen. Nur so konnten Harz, Alpen und schließlich Hamburg entstehen. Angesichts der dominant alpinen Ausgestaltung drängt sich die Erinnerung an das klassische Flair wieder und wieder erdachter Gebirgslandschaften im H0-Miniaturformat geradezu quälend ins Bewusstsein: Mit dichtem Nadelgehölz bewachsene Berge, Tunnel und gewagte Talbrücken bestimmen die Szenerie – der Gott und Urschöpfer aller Modelleisenbahnen muss ein Bergfetischist gewesen sein.

Im Wunderland weiß man dabei zumindest mit Sinn für die dialektische Einheit von Idylle und Abgrund den einen oder anderen Kontrapunkt zu gestalten: sei es die Wasserleiche im Gebirgsbach oder das am Rande der Alpen gelegene Gefängnis, bei dem Ausbrüche im 5-Minuten-Takt, begleitet von rotierenden Suchscheinwerfern und Sirenengeheul, an der Tagesordnung sind. Auch der Topos von auf den Straßen durch einen Zusammenprall mit den säumenden Baumreihen zu Tode gekommenen Autofahrern gehört dazu. Diese Szene ist gleich mehrfach mit einem entsprechenden Aufgebot an Rettungskräften zu betrachten.

Aber ob sich das Hamburger Publikum allein mit einer alpinen Bergwelt zufrieden geben würde? Schon allein wegen des mangelnden Wiedererkennungswerts müssen den Brüdern Braun in diesem Punkt erhebliche Zweifel gekommen sein. Nein, in Hamburg muss auch Hamburg gezeigt werden, zumindest die markanten Teile der Stadt, das war die Pflichtübung in Sachen Ausgestaltung urbaner Gegenwärtigkeiten. Die Kür dagegen bestand in der Erfindung der imaginären Kleinstadt »Knuffingen«.

»Aber die Erde war verderbt vor Gottes Augen und voll Frevel. Da sah Gott auf die Erde und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden.«

Knuffingen ist die heimliche Hauptstadt des Wunderlands. Sie ist der Beleg für die seit der Vertreibung aus dem Paradies gültige These, dass ohne Aktion das Leben öd und trist wäre. Weil sich jedoch ein Krawall à la Adam und Eva einige Jahrtausende und etliche Ent-

Die Überlebenden v

Die S-Bahn.

Sie ist der bedächtige große Bruder der emsigen kleinen U-Bahn. Während Letztere sich bienenfleißig durch die City buddelt, voll mit nervösen Angestellten und hyperaktiven Schülern, schwebt die S-Bahn stoisch an den Straßenzügen entlang, sieht Häuser und Stadtviertel kommen und gehen und schaukelt Familien, Verliebte, Pensionäre und andere dem Alltag und der Zeit entrückte Sonderexistenzformen von Hoheneichen nach Hochkamp. Die kummervolle und etwas überforderte alte Mutter Bundesbahn wechselt die Baureihen nur alle paar Ewigkeiten und so dünsten die Wagen Jahrzehnte Hamburger Geschichte aus, während sie sich mit melancholischem Ächzen durch die Weichen quälen.

wicklungsschritte später nur schwerlich wiederholen lässt, müssen heute die Katastrophen des Alltags ersatzweise herhalten.

Kernstück des kleinstädtischen Dramas ist die Hauptfeuerwache von Knuffingen mit ihren Löschzügen. Ob es ein Großbrand im Schloss Löwenstein ist, ein Haus in den Gassen der Altstadt in Flammen steht oder ein auf einer Brücke von Nebelschwaden umhüllter LKW abrupt seine Fahrt unterbricht: ganz Knuffingen ist ein einziges Katastrophengebiet. Aus allen Ecken der Modelllandschaft rasen Einsatzfahrzeuge mit Blaulicht und realitätsgetreuem Sirenensound durch die Straßen der Stadt und finden sich, je nach Szenario und gemäß den computergesteuerten Schaltplänen einer geheimen Zentrale, am Ort des Unglücks ein. Nach einer Weile, ja, das Leben geht halt weiter, surren all die eiligen Fahrzeuge lautlos in ihre Stützpunkte zurück. Bis zum nächsten Alarm.

Spätestens bei der eingehenden Betrachtung von Hinterknuffingen wird eine unausgesprochene Übereinkunft zwischen SchöpferInnen und BesucherInnen offensichtlich, die beiden Seiten gleichermaßen Lustgewinn erzeugt: Ihr gönnt uns den Spaß am Weltenbau, wir verschaffen euch das Vergnügen des Voyeurismus, wenn auch im Maßstab 1:87 verbrämt, lautet der Pakt, der hier geschlossen wird. Zumal alle Ärgernisse der großen realen Welt im Miniaturformat des Wunderlands im Geiste plötzlicher Gelassenheit zu verdampfen scheinen. Die Faszination gilt allein den Mühen und der Verspieltheit der detailgetreuen Nachbildung.

Knuffingens (besetzter?) Bauwagenplatz hat, trotz des durchaus realistisch nachempfundenen Ambientes, die Ausstrahlung eines Kleingartenvereins. Eine Punkerdemo, die offensichtlich im Zuge der Wunderländer-Chaostage sogar der Begleitung eines liebevoll gestalteten Spaliers behelmter Bereitschaftspolizei und eines Räumpanzern bedarf, verdient vor allem wegen des gelungenen Stylings der Irokesen-Frisuren Beachtung. Auch die allgegenwärtigen Graffities an Häuserwänden und Brückenpfeiler verbreiten, wenn überhaupt, eine folkloristische Atmosphäre. Fragwürdig bleibt allerdings, wie angesichts der unglaublich hohen Polizeidichte im Miniatur Wunderland solcherlei Delinquenz überhaupt möglich gewesen ist. Immerhin liegt ein ahnungsvoller Hauch gegenwärtiger sozialer Konfliktlagen über der Szenerie: eine verloren wirkende Demo irgendwo auf einer Landstraße im Harz demonstriert für die Rente unter 30 Jahre, ein Tal weiter kämpfen Kumpels für den Erhalt ihrer Zeche und halten das Betriebsgelände besetzt.

»Keines verbleibt in derselben Gestalt, und Veränderungen liebend schafft die Natur stets neu aus anderen Formen, und in der Weite der Welt geht nichts verloren«

Die Fülle an realen Kümmernissen legt die Gedanken an die Flucht in die Ferne nahe. Wohl nicht ohne Bedacht haben die Wunderländer SchöpferInnen dafür gerade Amerika, des Deutschen liebstes Traumziel, in greifbare Nähe gerückt. Geographisch nicht ganz einwandfrei wird Hamburg dabei mit Amerika durch dem so genannten »Wunderländer Eurotunnel«(!) verbunden, aber in Zeiten des billigen Fernflugs rückt die Welt halt zusammen. Konsequenterweise wird der Kontinent präsentiert, als hätte der Diaabend über Tante Lottis letzte USA-Reise Pate gestanden: Key West, Miami, Cape Canaveral, Las Vegas und Mount Rushmore repräsentieren in leicht zu konsumierender Postkartenästhetik den American Way of Life. Man will sich eben erholen nach Knuffinger Kleinstadtmief, deutschen Mittelgebirgslandschaften und sattsam bekannten Hamburgensien.

Ach übrigens: in der Ausstellung gibt es auch Modelleisenbahnen zu sehen. Etwas 550 Züge mit insgesamt 7400 Waggons bahnen sich den Weg durch die Landschaft, der längste Zug misst über 14 Meter. Aber das interessiert eigentlich nur einige ältere Herren, die kein Auge für das Leben abseits der Gleise haben und für den Reiz einer in Kunststoff gegossenen Momentaufnahme unseres durchschnittlichen Alltagslebens unempfänglich sind.

Als nächster Schöpfungsakt wird bis zum Sommer 2005 der jetzige »Bauabschnitt Skandinavien« fertiggestellt, das zumindest versprechen die Verantwortlichen mit programmatischem Eifer. Im Gegensatz zur göttlichen Schöpfung vollzieht sich die Entstehung Nordeuropas öffentlich unter den Augen des Publikums. Je weniger geheimnisvoll die Schaffung des Wunderland gehandhabt wird, desto stärker vermag sie das euphorische Gefühl der Hybris, der Gott ähnlichen Anmaßung, auf ihre Besucher zu übertragen: »Das hätte ich jetzt aber nicht so gemacht!« ist mit Sicherheit einer der Sätze, der am häufigsten fällt. |

Der Herr gibt's, der Herr nimmt's.

Er gründete Zeitschriften wie »Cinema«, »TV Spielfilm« oder »Max«. Wegen der Erfolge seiner Verlagsgruppe wurde Dirk Manthey sogar als »Sonnengott« gefeiert. Doch die güldenen Jahre scheinen vorbei. Die zehn Gebote der Milchstraße – und warum viele davon nicht mehr gelten.

VON HELMUT ZIEGLER

Das erste Gebot
Ich bin der Dirk, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!
»Ich bin der Dirk« – so stellte sich Dirk Manthey regelmäßig vor. Manche Mitarbeiter fürchteten, ihr Chef leide am Zwangsduzen. Doch Lässigkeit gehörte für Manthey zu seinem Unternehmertum: Im Alter von 21 Jahren hatte er sein BWL-Studium geschmissen – »wegen Langeweile«. Statt Theorie zu büffeln, stürzte er sich in die Praxis. Und weil er gern ins Kino ging, gründete er 1975 den Kino-Verlag und die Zeitschrift »Cinema«. Dem Prinzip des Was-ich-mag-mögen-viele blieb er treu: Aus der Faszination für Opulenz und erotische Fotos entstand »Max«, das Faible für Körperertüchtigung führte zu »Fit for Fun«.

Allerdings läuft dieses System seit einigen Jahren unrund. Fast alle Titel verlieren an Auflage und Anzeigen, einige wurden eingestellt, von ehrgeizigen Plänen wie dem einer neuen Tageszeitung ist nicht mehr die Rede. Wenn die Gerüchte stimmen, bringt die Verlagsgruppe Milchstraße im Frühjahr 2005 ein Sport-Magazin auf den Markt. Es wäre das erste, an dessen Konzeption Manthey nicht persönlich beteiligt war. Aus der Floskel »Ich bin der Dirk« ist inzwischen »Der Verleger sagt« geworden.

Das zweite Gebot
Du sollst den Namen Milchstraße nicht missbrauchen!
Wer eine Verlagsgruppe nach einer Galaxie benennt, braucht auf Spott nicht zu warten. Zumal, wenn die Produkte als derart leicht klassifiziert werden, dass sie sogar in Milch schwimmen. Dabei war es eigentlich die erste Adresse der »Cinema«-Redaktion in Pöseldorf, die als Namensgeber Pate stand. Manthey aber spielte konsequent mit dem Namen, bis hin zum Größenwahn: Die Internet-Seite www.milchstrasse.de ziert ein kosmischer Spiralnebel, das Wappentier ist die im Verlagsgebiet auch als Skulptur präsente Kuh, der firmeneigene Kindergarten firmiert unter »Milchschnitten«. Geholfen hat die vorauseilende Ironie wenig: Brach Auflage weg, war von »Magermilch« die Rede. Sanken die Umsätze, wurde ein »schwarzes Loch in der Milchstraße entdeckt«. Verkaufte

Manthey Firmenanteile, hieß es »Kein Herz für Rinder«.

Das dritte Gebot
Du sollst den Feiertag heiligen!
Ein Gebot, das Manthey überaus ernst nimmt. Als er 1989 die Mehrheit seines Kino-Verlages an das italienische Verlagshaus Rizzoli verkaufte und nur eine Sperrminorität sowie die verlegerische Verantwortung behielt, besaß er Geld genug, um »TV Spielfilm« zu gründen. Er kam auch der drohenden höheren Besteuerung von Veräußerungsgewinnen zuvor, die die Regierung Kohl plante (und die, nebenbei, von der rotgrünen Koalition abgeschafft wurde). Vor allem aber trotzte er seinem Mehrheitsgesellschafter eine Klausel ab, die Respekt verlangt: Manthey durfte sich bis zu fünf Monate Urlaub im Jahr bewilligen. Was er auch tat, schließlich besitzt er Villen in Malibu und auf Ibiza, golft und segelt gern. »Bei jeder Konferenz, die länger als eine Stunde dauert«, so ein Kernsatz, »bekomme ich Hautausschlag«.

Das vierte Gebot
Du sollst deine Geldgeber ehren!
Wie man weiß, hängt die Existenz vieler Printmedien nicht davon ab, wie viele Menschen es kaufen, sondern wie viele Anzeigen in ihm geschaltet (und bezahlt) werden. Hier schuf Manthey von Anfang an das, was man »freundliches Umfeld« nennt. »Max«, Flaggschiff des Konzerns, porträtiert beispielsweise in jeder Ausgabe eine Werbeagentur. »TV Spielfilm«, Hauptumsatzbringer, lässt seine Leser alle zwei Wochen über Anzeigen abstimmen. Und »Cinema«-Redakteure brauchen sich keine Headlines auszudenken, ihre Artikel werden mit dem Filmtitel überschrieben. Hinzu kommen »elastische Anzeigenpreise«, wie es das »Manager Magazin« formulierte.

Dieses Konzept bröckelt in Zeiten, in denen Firmen sparen. Warum sollten sie für Anzeigen zahlen, wenn ihr Produkt sowieso »redaktionell« gelobt wird? Der Umsatz der Milchstraße sank von 251 Millionen Euro im Jahr 2000 auf 165 Millionen im vergangenen Jahr. Nach einem Hilfeschrei klingt deshalb »die neueste Erfindung« von »TV Spielfilm«: »Leserbriefe an Anzeigenkunden.« Glaubt irgendwer, dass ein Herr André Eisoldt zum Füller griff und eine Handy-Anzeige mit »Bettgeflüster mit reichlich Gesprächsstoff« kommentierte?

Das fünfte Gebot
Du sollst nicht älter werden!
Die Milchstraße galt als Hort hedonistischer Innovation. Schneller als andere Verlage erkannte Manthey die Bedürfnisse junger Menschen – es waren seine eigenen. Zu einer Zeit, als Filmjournalismus bleiern war, setzte er mit »Cinema« auf Hollywood. Als das Fernsehprogramm 1990 unübersichtlich wurde, pickte »TV Spielfilm« die Rosinen heraus. Als das Lob der Oberfläche galt, kam 1991 »Max«, die Lifestylewelt der Werber. 1994 erschien dann mit »Fit for Fun« die Bibel der Waschbrettbauchwilligen, 1996 »Amica«, als die Frauen von feministischen Diskussionen erschöpft schienen, Spaß wollten. Und als sich das Internet Ende der Neunziger zu einem eigenständigen Medium entwickelte, wurde es von »Tomorrow« begleitet.

Seither aber ist der Zwei-Jahres-Takt ins Stottern geraten. Manthey, der heute gern die »Financial Times« liest, versuchte es 2004 noch einmal mit der Jugend, doch über die Markteinführung von »Stars«, eine Art Bindeglied zwischen »Bravo« und »Bunte« und geplant für diesen Herbst, ist bisher nicht entschieden. Noch nicht einmal, wann entschieden wird. Lediglich »My Life«, ein Magazin, das sich seit 2004 dezidiert an die Über-35-Jährigen richtet (»Wieso sehen so viele Junge plötzlich unheimlich alt aus?«), erscheint im nächsten Jahr nicht mehr alle drei, sondern alle zwei Monate.

Das sechste Gebot
Du sollst die Auflage nicht einbrechen lassen!
Wer viele Käufer hat, lockt automatisch Anzeigenkunden. Bei der Milchstraße schaut es so aus: Die offiziell verkaufte Auflage von »TV Spielfilm« sank vom dritten Quartal 2002 zum Vergleichszeitraum 2004 um mehr als 12 Prozent. »Cinema« verlor 22 Prozent, »Amica« 34 Prozent, »Tomorrow« mehr als 50 Prozent. Bei »Max« lassen sich die Zahlen nicht direkt vergleichen, bis Dezember 2002 erschien das Blatt als 14tägige Illustrierte, als »Stern«-Konkurrent, seither wieder monatlich, als Rückkehr zur Lifestyle-»Kernkompetenz«. Damals verkaufte »Max« mehr als 250.000 Exemplare pro Ausgabe, zur Zeit sind es 181.000.

Das wird teuer, wenn Anzeigenkunden wie bei »Max« eine Garantieauflage von 200.000 verkauften Exemplaren geboten und diese unterschritten wird. Deshalb greift man gern zum Trick der »sonstigen Verkäufe«: Zu einem Bruchteil des eigentlichen Preises landen Blätter in Flugzeugen, Kino-Foyers oder bei Test-Abonnenten. Bei »Max« sind bei-

► spielsweise 60.000 Exemplare in der Luft. Und die Gerüchte, dass »Max« wie »Tomorrow« demnächst vom Markt genommen würden, verstummen nicht.

Das siebte Gebot
Du sollst nicht jammern!
800 Mitarbeiter waren es in Boom-Zeiten, heute arbeiten noch 480 Menschen in der Verlagsgruppe. Kein Ort mehr, an dem Milch und Honig fließen: Zahllose Vergünstigungen wie freie Parkplätze oder freie Mitgliedschaft im Fitness-Club wurden gestrichen, nur die in manche Toilettentüren integrierten Fernseher existieren noch. Trotzdem klagt keiner lauthals. Unter der Hand hört sich das zwar anders an, da ist von »Altpapier-Containern, auf denen verkaufte Auflage steht« die Rede oder von einem »Verleger, der nicht nur nicht weiß, was er will, sondern der nichts mehr will.« Aber grundsätzlich gilt in dem ehemaligen »Li-La-Laune-Verlag« (»Der Spiegel«): Wer jammert, verändert nicht. Dass die Belegschaft zittert, bestreitet aber kaum jemand.

Das achte Gebot
Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten!
Machen Manager den Mund auf, sagen sie nicht immer die Wahrheit. Geben sie Prognosen ab, können ihre Aussagen allerdings überprüft werden. Im Frühjahr 2001 bekundete Manthey, er werde an dem schwächelnden New-Economy-Blatt »Net-Business« festhalten: »Einstellen? Never ever!« Im Spätsommer des selben Jahres wurde »Net-Business« liquidiert. »Ich denke, das nächste Jahr wird noch mal ganz hart«, prophezeite Manthey Ende 2002, »vielleicht auch noch 2004. Aber dann wird es wieder bergauf gehen, allein schon deshalb, weil bis dahin 30 Prozent aller Titel vom Markt verschwunden sind.« Der letzte Titel, der erst im Oktober dieses Jahres vom Markt verschwand, war »Amico«, der Herrenableger von Mantheys Frauenblatt »Amica«. In seinem letzten Interview aus dem Frühjahr 2003 begründete Manthey den Ausstieg aus dem operativen Verlagsgeschäft mit einem Blick nach vorn: »Das Entwickeln neuer Objekte macht mir einfach mehr Spaß.« Mit Ausnahme von »Stars« kam: nichts. Seither schweigt Dirk Manthey.

Das neunte Gebot
Du sollst nicht begehren deines Nächsten Verlag!
Manthey wollte ein Imperium aus eigener Kraft. Dies gelang ihm aber nur, indem er, der sprichwörtliche Turnschuh-Verleger, an Konzerne andockte. Mantheys Stategie – zuerst mit Rizzoli, später auch mit dem Burda-Konzern – war es, für jedes Blatt einen Verlag zu gründen und Teile davon zu verkaufen, wenn er Geld für Neugründungen brauchte. Inzwischen ist ein Zustand erreicht, der es rechtfertigt, vom König ohne Reich zu sprechen: Viele Titel der Milchstraße gehören seit 2003 komplett Rizzoli und Burda, nur bei »Fit for Fun«, »Max« und »Tomorrow« ist Manthey noch beteiligt. Der Verkauf, der Manthey, wäre er später erfolgt, weniger als die kolportierten 30 Millionen Euro eingebracht hätte, wurde als Abschied auf Raten gewertet – was seitens der Milchstraße heftig dementiert wurde. Wie auch immer, nun ringen nach Recherchen des »Spiegel« Burda und Rizzoli um die Vorherrschaft. Sie begehren wohl.

Das zehnte Gebot
Du sollst Trost spenden!
Als Bildschirmschoner hat Dirk Manthey das Bild eines Sonnenuntergangs auf seinem Rechner installiert. Für jemanden, den man einst als Sonnengott bezeichnete, ist das natürlich arg symbolisch. Aber: »Woher wollen Sie wissen«, fragt eine von Mantheys Sprecherinnen zurück, »dass es nicht das Bild eines Sonnenaufgangs ist?« Die dunkelste Stunde ist bekanntlich die davor. |

Die Überlebenden vi

Tschüß.

Do you speak Missingsch? – Eine Frage, die mittlerweile wohl 99 von 100 Hamburgern schamhaft verneinen müssten. Kurz vor ihrem Tode erwählte diese Sprache jedoch einen ihrer Abkömmlinge, auf dass er sein Glück in der großen weiten Welt suche. Und tatsächlich gelang es dem kleinen Tschüß, groß und stark zu werden und alle Konkurrenten, von Servus bis Adele, aus dem Feld zu schlagen und eine Dynastie der Abschiedsworte (berühmteste Kinder und Enkel: Tschüssi, Tschüssikowski, Tschö, Tschökes, Schüsssschüss) zu begründen, die weise und gerecht über das Volk der Deutschsprecher herrscht.

Tresemann

Der Untergang.

von Jarka Kubsova

Fünf Tage waren vergangen, seit das Rathaus zu bröckeln begonnen hatte. Ehe Zeit zum Handeln blieb, stürzte es in sich zusammen und schwamm als Schutt im trüben Wasser des Alsterkanals. Noch hatte niemand eine überzeugende Erklärung für die Ereignisse. Ein bedrohliches Grollen lag über der Stadt, während sich die Zerstörung weiter ihren Weg bahnte. Schon am nächsten Tag barsten auch die Fundamente der Speicherstadt. Die Elbe begrub die Trümmer der historischen Denkmäler für immer unter sich. Von den Landungsbrücken bis nach Finkenwerder brachen die Ufer und Umschlagplätze entlang des Hafens und rissen Kräne, Container und Bürohäuser in die Tiefe. Übrig blieben nur Betonbruchstücke, die nun ausgefranst über die ungewohnt breiten Hafenkanäle ragten. Die Panik in der Stadt hatte sich etwas gelegt, seit sicher war, dass die Einsturzgefahr vor allem für jene Gebiete bestand, deren Fundamente einst auf Eichenpfählen errichtet worden waren. Schnell wurden Maßnahmen ergriffen, die zumindest die letzten Wahrzeichen retten sollten. Riesige Kräne stützten den Michel, dessen Turm sich gefährlich neigte, seit der Baumwall unter dem Verlagsgebäude von Gruner und Jahr zusammenbrach und die Erde in weitem Umkreis erzittern ließ. Dort, wo die Kaimauern noch hielten, führten unzählige Helfer einen aussichtslosen Kampf. Eilig befestigten sie provisorische Stützen, während sich um sie herum ein mächtiger Eichenstamm nach dem nächsten erbarmungslos aus dem schlammigen Grund der Elbe löste und – die Versprechen ihrer Baumeister Lüge strafend – an die Wasseroberfläche glitt.

Ewige Standhaftigkeit und Unverwüstlichkeit hatten die Architekten jener Zeit den Bäumen aus dem Sachsenwald gelobt. Endlich, so hatten sie gedacht, sei das richtige Instrument gefunden, mit dem sich der morastige Grund von Elbe und Alster bezwingen ließe, um die Fundamte für Hafen und Stadt auf Dauer zu errichten. Endlich wäre dann auch die Schmach vergessen, die ihnen die Niederlagen früherer Versuche eingebracht hatten, nachdem das Elbwasser die Sockel aus Beton auflöste, sich verrostete Eisenträger unter seiner Last verbogen oder im Feuersturm verglühten. Nur die Eiche – seit jeher deutsches Symbol für Unsterblichkeit und Stärke – schien sich mit den Baumeistern verbündet zu haben. Zwölf Meter lang, angespitzt wie Bleistifte, waren die Pfähle in den Schlamm gerammt worden und sollten sich fortan Wasser wie Feuer widersetzen. Doch die versprochene Ewigkeit hatte gerade einmal 120 Jahre gedauert. Erste Experten meldeten sich jetzt zu Wort. Schadstoffe im Wasser könnten dem Holz zugesetzt haben, spekulierten sie, oder der Schlick sei Schuld, dessen Konsistenz sich verändert habe. Vielleicht war es auch der Muschelfraß, dem man schon seit den Achtzigern zu Leibe rückte. Doch keine Theorie konnte helfen, das Fiasko aufzuhalten. Sieben Tage, nachdem das Unglück seinen Lauf genommen hatte und in den wassernahen Gebieten kaum mehr ein Stein auf dem anderen lag, gaben die Eisenkonstruktionen, die den Michel retten sollten, unter ihrer schweren Last nach. Dann wich das Grollen schließlich einer friedlichen Ruhe. Und auf der Elbe trieben unzählige losgelöste Eichenstämme dem offenen Meer entgegen. |

Quickinfo: Baustoff Eiche.

Gattung der Buchengewächse. Wegen ihrer Dichte, Festigkeit und Beständigkeit besonders geschätzt im Fachwerkbau, im Hochwasserbau, Brückenbau, Schiffsbau und bei der Fassherstellung. Die Eiche ist witterungsbeständig, hart und dauerhaft. Bei dem Bau des Hamburger Hafens wurde das Holz in großen Mengen eingesetzt. Allein die Speicherstadt wurde auf 3,5 Millionen Eichenpfählen errichtet, nachdem sich die zunächst bevorzugte Bauweise mit gusseisernen Stützen nicht bewährt hatte, wie sich bei einem schweren Brand herausstellte.

*Gott*GEGEBEN

RELEASE PARTY

am Freitag, 10. Dezember 2004,
ab 21:00 Uhr, im »buttclub«,
Hafenstraße 126